Die soziale Frage eine sittliche Frage.

Von

Dr. Theobald Ziegler

Professor der Philosophie in Straßburg.

Zweite Auflage.

Stuttgart

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung

1891.

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht.

	Seite
Einleitung	1
Erstes Kapitel: Individualismus und Sozialismus . . .	9
Zweites Kapitel: Die sozialistischen Utopien	32
Drittes Kapitel: „Zum sozialen Frieden"	56
Viertes Kapitel: Staat und Kirche; Vaterland und Internationalität	96
Fünftes Kapitel: Familie und Frau. Die Frauenfrage . .	115
Sechstes Kapitel: Armut und Wohlthätigkeit; Luxus und Glück	136
Siebentes Kapitel: Die Uebervölkerungsfrage	161
Schluß	173

Einleitung.

Der 20. Februar und der 1. Oktober 1890 sind zwei bedeutsame Tage im Leben unseres deutschen Volkes: dort eine Reichstagswahl, bei der sich die sozialdemokratische Partei als die bei weitem stärkste herausstellte, und hier der Termin, an welchem das Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878 nach zwölfjähriger Geltung ablief. Was Wunder, daß ein Gefühl banger Unsicherheit viele Gemüter erfüllte, die Frage: was nun? die Geister aufs lebhafteste beschäftigte und allerlei Befürchtungen und Sorgen vor tumultuarischen Scenen und revolutionären Ausbrüchen laut wurden! Und so erwartete man denn mit großer Spannung das dritte große Ereignis, das uns im Gang der sozialistischen Bewegung das Jahr 1890 bringen sollte, den Parteitag zu Halle vom 13.—18. Oktober.

Da könnte es nun freilich scheinen, als ob sich auf demselben mehr die Schwäche als die Stärke der ganzen Bewegung geoffenbart habe. Elende Streitigkeiten persönlicher Art standen im Vordergrund der Debatten, erhitzten die Gemüter, blieben auch teilweise unausgetragen und lassen so an die Möglichkeit um sich greifender Spaltung und Zerklüftung innerhalb der sozialdemokratischen Partei denken. Allein man täusche sich nicht! Das alles hat doch nur die Oberfläche gekräuselt; und selbst wenn es zur Scheidung zwischen den Alten und den Jungen kommen sollte, der Bestand und

die Kraft der Partei gegen außen würde dadurch schwerlich erschüttert oder erheblich geschwächt werden.

Dagegen sind zwei Vorgänge auf dem Kongreß von Halle von bleibender und weittragender Bedeutung. Es ist einmal die Erklärung Liebknechts, daß das sogenannte eherne Lohngesetz, eben als ehernes, unerwiesen und unerweislich, ja geradezu falsch sei; und fürs zweite das nicht ganz leicht durchzusetzende Festhalten der Versammlung an dem angefochtenen Satze des Gothaer Programms: die Religion ist Privatsache.

Durch jene Erklärung hat die Sozialdemokratie, wenigstens im Prinzip, wie mir scheint, den Boden der Revolution verlassen und sich in eine Partei der Reform umgewandelt. Der radikalsten Reform natürlich; aber die Möglichkeit ist damit doch gegeben, daß sie günstigstenfalls auch ohne absoluten Bruch, ohne Revolution ihre Ziele erreichen könnte. Und so ist sie, wenn man den Ausdruck der Kürze halber gelten lassen will, regierungsfähig geworden.

Durch das Zweite aber hat sie die Kraft der Propaganda, ihre Expansionsfähigkeit in hohem Grade gestärkt und gesteigert. Sie hat sich den prinzipiellen Kampf mit der Kirche erspart. Wenn es also eine Kirche geben sollte, die mit ihr paktieren will, oder kirchlich und religiös gesinnte Menschen, die sich in ihren Dienst stellen mögen, so ist das hinfort auch bei uns durchaus möglich, wie es in England bereits wirklich ist. Und umgekehrt hätte eine ausgesprochen atheistisch-irreligiöse Bewegung in den Kreisen unserer vielfach noch religiös und kirchlich gesinnten Landbevölkerung von vorne herein keine Aussicht auf Anhang und Erfolg. Jetzt steht der Eroberung dieser Kreise, die wenigstens in manchen Gegenden Deutschlands keineswegs aussichtslos und unmöglich zu sein scheint, ein prinzipielles Hindernis nicht im Wege.

So bedeutet der Tag von Halle, trotz seines scheinbaren Mißerfolgs und seiner nicht eben imponierenden Außenseite,

im Innern doch eine gewaltige Stärkung und Kräftigung der Partei und der von ihr getragenen Bewegung; und man wird hinfort noch ganz anders mit ihr zu rechnen haben als bisher.

Diesem Ernst des Augenblicks verschließt sich denn auch niemand mehr, in allen Kreisen unseres Volkes, nicht zum wenigsten oben in den leitenden Stellen ist man sich desselben wohl bewußt; die soziale Frage ist sozusagen das rote Glas geworden, durch welches man die ganze Weltlage und jede einzelne darin auftauchende Frage und Aufgabe betrachtet. Wir stehen inmitten einer Krisis, die allmählich alle anderen Interessen verschlingt oder nach sich modelt, mit drohender Brutalität sich die Aufmerksamkeit auch der Blindesten und Gleichgültigsten erzwingt und jedem Stellung zu nehmen gebietet.

Freilich die Thatsachen, welche der sozialen Frage zu Grunde liegen, sind nicht neu, — zwar nicht ganz so alt, als die Welt steht, aber doch so alt, als es eine Kultur, jedenfalls eine entwickelte Kultur und eine Geschichte dieser Kulturwelt giebt. Sie sind bis jetzt noch immer die notwendigen und natürlichen, stets wiederkehrenden Begleiterscheinungen einer solchen gewesen. Noch eben erfahren wir aus einer neu aufgefundenen Schrift des Aristoteles[1]), daß zu Athen vor Solon die Gründe des langwierigen Kampfes zwischen Volk und Adel soziale gewesen sind. „Der ganze Grundbesitz, so wird uns hier erzählt, befand sich in der Hand einiger wenigen reichen Leute, denen die verarmten Bauern mit Weib und Kind dienstbar waren. Sie hießen Hörige oder Sechstler, weil sie nur ein Sechstel des Ertrages als Lohn für die Feldbestellung erhielten; fünf Sechstel mußten sie abliefern, und wenn sie im Rückstand blieben, verfielen sie mit Leib und Leben dem Grundbesitzer, sie selbst und ihre Söhne . . . . denn im Grunde hatte das Volk überhaupt keine Rechte.“ Rom hat in den gracchischen Unruhen und in den Sklaven-

aufständen, das ausgehende Mittelalter in den Bauernkriegen seine soziale Revolution gehabt.

Allein um wie viel mächtiger und umfassender, um wie viel prinzipieller und radikaler als in jenen früheren Zeiten ist die Bewegung doch heute! Nicht um die Abschüttlung eines momentanen Druckes, sondern um die Umgestaltung unserer ganzen Kulturwelt und des menschlichen Lebens selbst wird in unseren Tagen gestritten. Alles oder Nichts — auf diese Spitze der Entscheidung sehen wir uns gestellt.

Da liegt es nun natürlich nahe, nach den Ursachen einer solch tiefgehenden Bewegung zu fragen und nach dem, was ihr zu Grunde liegt. Allein wenn ich im Einzelnen untersuchen und beantworten sollte, wie die heutigen Wirtschaftsverhältnisse mit ihrem Kapitalismus und ihrer Großindustrie, ihrer Maschinenarbeit und Arbeitsteilung entstanden sind und wodurch sie sich so viel drückender als je zuvor gestaltet, so gefährlich zugespitzt haben, so würde ich damit die Grenzen meines Wissens und Könnens erheblich überschreiten und mich von seiten der zünftigen Nationalökonomen einer empfindlichen Zurückweisung aussetzen. Denn ich bin kein Nationalökonom, und meine Kenntnisse in jenen zunächst doch sicher zu dieser Wissenschaft gehörigen Fragen und Dingen gehen nicht hinaus über die Summe dessen, was jeder von uns sich an Wissen anzueignen hat auf einem seinem eigenen Arbeitsfeld anliegenden Grenzgebiet.

Also Saul unter den Propheten! Das wird man mir entgegenhalten; und ein gewissenhafter Kritiker, wenn ich einen solchen finde, mag sich nur des Weiterlesens entschlagen und auf Grund meines eigenen Zugeständnisses konstatieren, daß ich von volkswirtschaftlichen Dingen doch nur eine lückenhafte Kenntnis habe. Ein Moralist unter den Nationalökonomen!

Und doch bin ich weder so thöricht noch so tollkühn, um mich so ohne weiteres auf ein mir fremdes Gebiet hinüberzuwagen, und auch nicht leichtfertig genug, um in einer so

ernsten Sache, wie es die soziale Frage ist, als ein ganz Unberufener mitzureden und mich einzudrängen. Also muß ich doch wohl meinen, daß der Moralist hier etwas zu sagen habe und etwas zu sagen wisse, was der Nationalökonom vielleicht nicht ebenso — gut will ich nicht sagen, aber doch nicht ebenso zusammenhängend und ebenso sich einfügend in das Ganze einer Gedankenreihe auszuführen vermöchte oder wenigstens auszuführen Anlaß hätte.

Glücklicherweise bedarf es aber zu meiner Rechtfertigung und Legitimation nicht erst eines besonderen Nachweises dafür, daß die Volkswirtschaftslehre eine Nachbarprovinz derjenigen philosophischen Disziplin ist, mit der ich mich mit Vorliebe beschäftige, der Ethik[2]): in ein paar geschichtlichen Thatsachen prägt sich dieser Zusammenhang zwischen beiden aus und stellt sich als ein längst schon erkannter, wenn auch nicht zu allen Zeiten gleichmäßig anerkannter dar.

Zum erstenmal finden sich volkswirtschaftliche Fragen eingehend besprochen in der Ethik des Aristoteles, bei der Lehre von der Gerechtigkeit. Die mittelalterlichen Anschauungen über Nationalökonomie sind am vollständigsten und systematischsten zusammengefaßt in dem ethischen Teil der „Summe" des großen Scholastikers Thomas von Aquino, dessen Lehrgebäude heute noch oder heute wieder eine geradezu kanonische Geltung hat in der katholischen Kirche und Welt. Und endlich, der Begründer der sogenannten klassischen Nationalökonomie, die zwar vielfach angefochten, aber doch bei weitem noch nicht verdrängt und beseitigt ist, Adam Smith, schrieb erst eine „Theorie der sittlichen Gefühle", ehe er dem „Wesen und den Ursachen des Wohlstandes der Völker" seine Aufmerksamkeit zuwandte.

Freilich giebt gerade diese in Smith sich vollziehende Umwandlung einer ursprünglich *sachlichen* Zusammengehörigkeit beider Wissenschaften in eine bloße *Personalunion* von vorne herein zu denken; und es ist bezeichnend für

den Stand der Dinge, daß im Jahr 1880 der nationalökonomische Verfasser eines trefflichen Essays über „die Gerechtigkeit in der Volkswirtschaft“ [3]) sich zunächst entschuldigen zu müssen glaubt über die Wahl dieses Themas, das vielen als „veraltet und wissenschaftlich überwunden“, als das Aufwerfen einer „unnützen Frage“ erscheinen werde.

Umgekehrt ist es aber nun jedenfalls nicht verwunderlich, wenn die Ethik die sich mehr und mehr emanzipierende Tochter nie ganz aus den Augen verloren hat und sich dieses historischen Zusammenhangs erinnernd, in unserer Zeit des Realismus und der Realität nun auch ihrerseits nach dieser realsten aller Fragen greift und sich für befugt hält, sie auch von ihrem Standpunkt aus sich etwas näher anzusehen. Und so zeigt denn auch wirklich ein Blick in die modernen Werke der Moralisten überall das Wort „sozial“ im Vordergrund stehend, die Ethik will Sozialethik sein und ein oder mehrere Abschnitte jedes derartigen Werkes sind sicher der sozialen Frage selbst gewidmet, oft verspricht schon das Titelblatt, daß dem System der Ethik ein Abriß der Gesellschaftslehre angefügt werden solle.

Wenn ich mich auch niemals so hoch versteigen werde, so wird doch aus dem Gesagten hervorgehen, in welchem Sinn ich zu der großen Frage das Wort nehmen möchte. Ich rede nur von ihrer *sittlichen* Seite. Daß sie eine solche hat, ja vielleicht in erster Linie eine ethische Frage ist, das mag sich aus dem, was ich zu sagen habe, von selbst ergeben. Daß es daneben auch andere Seiten an ihr giebt, wissen wir alle; stehen doch eben sie gewöhnlich im Vordergrund. Und trennen, isolieren läßt sich natürlich keine von der andern. Deshalb wird es auch meinerseits ohne allerlei Uebergriffe in diese anderen Gebiete nicht abgehen können; der beherrschende Gesichtspunkt aber bleibt für mich durchaus der sittliche.

In der Vielseitigkeit der Frage liegt aber noch Eines, was ausgesprochen sein mag, wiewohl es sich von selbst ver-

steht. Eine nach so vielen Richtungen hin ausgreifende, so weitverzweigte und komplizierte Frage läßt sich nicht in einfacher Weise und mit Einem Schlage beantworten oder gar „lösen“. Und so scheint mir das Verlangen nach einer Lösung oder auch nur das Wort von einer solchen zwar sehr natürlich — denn was könnten wir uns Besseres wünschen? — aber darum doch nicht minder gewagt, um nicht zu sagen: einseitig und thöricht. Lösen, soweit sie überhaupt zu lösen ist, wird diese größte aller Kulturfragen nur die Weltgeschichte. Kein Einzelner, und wäre er selbst der Mächtigste, wird sie durch sein Eingreifen aus der Welt schaffen und zu einem befriedigenden Abschluß bringen; womit nicht ausgeschlossen ist, daß jeder in seinem Teile und nach dem Maße seiner Kraft und folglich die Mächtigsten der Erde allen voran zur Mitarbeit an dieser geschichtlichen Lösung berufen sind.

Und so trete denn auch ich nicht mit einem neuen und fertigen Rezept zu einer solchen Lösung, sondern in dieser Beziehung mit völlig leeren Händen auf den Plan. Bei dieser weltbewegenden und weltgeschichtlichen Frage bleibt auch für eine ethische Betrachtung, selbst wenn es bei ihr nicht ganz ohne „Sollen“ abgehen kann, das Sein doch immer das Erste: die Kenntnis des Seienden nach Herkunft und Inhalt ist die Vorstufe des Verständnisses für den Wert oder Unwert dessen, was ist und gilt und in Leben und Sitte festen Fuß gefaßt hat. Weil aber so oft das, was heute ewig scheint, morgen Geltung und Wert verloren hat, weil also auch das sittlich Seiende immer nur ein Werdendes und sich Entwickelndes ist, darum läßt sich kritisch prüfend fragen —, nicht so fast, was werden soll, aber doch, was werden kann.[4]) Also nicht um eine Lösung und um Lösungen, sondern höchstens um „Entwicklungsmöglichkeiten“ und um den mutmaßlichen Wert solcher Möglichkeiten kann es sich hiebei handeln.

Und darin besteht vielleicht auch die Berechtigung eines solchen Versuches, wie ich ihn hier biete: kritisch zu prüfen

was ist, und zuzusehen, was daraus werden kann, ohne daß uns die höchsten Güter verloren gehen; dabei aber immer zu bedenken, daß wichtiger als alle äußeren Formen der Geist ist, der in ihnen lebt.

Zugleich liegt hierin, um endlich auch das noch zu sagen, bei dem Ernst und der Bedeutsamkeit der Frage wie das Recht, so auch die Pflicht und die Notwendigkeit einer völlig leidenschaftslosen, von allem hohlen Pathos und allen schönen Worten sich durchaus ferne haltenden Form. Und nun zur Sache!

Erstes Kapitel.

Individualismus und Sozialismus.

Bekanntlich bemüht man sich in den verschiedenen Parteilagern bald mehr mit beflissener Ängstlichkeit bald mehr mit absichtlicher Bosheit, dem politischen Gegner die Schuld an der Entstehung der sozialdemokratischen Bewegung zuzuwälzen und ihn für dieselbe verantwortlich zu machen; namentlich richtet sich dieser Vorwurf gegen den Liberalismus, er soll in erster Linie der Sünder sein. Und in der That, ich glaube, das ist richtig, es verhält sich wirklich so. Nur vermag ich darin keine Sünde und kein Verbrechen, kaum etwas wie Schuld und Verantwortlichkeit zu sehen, sondern lediglich eine geschichtliche Thatsache.

Das Mittelalter bedeutet auf der ganzen Linie des menschlichen Daseins und Lebens Gebundenheit: — Gebundenheit des Einzelnen an die Kirche, des Vasallen an seinen Lehnsherrn, des Leibeigenen an den Grundbesitzer, des Gewerbetreibenden an die Zunft, des Mannes der Wissenschaft an das Dogma, schließlich sogar die Gebundenheit des Dichters an die Tabulatur. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert hat dieser durchgängigen Unfreiheit gegenüber für die Kulturvölker Europas der große Befreiungsprozeß begonnen. Die erste Sturzwelle dieser freiheitlichen Bewegung, der erste große Akt dieses welthistorischen Dramas war die Renaissance und Reformation, der zweite die Philosophie der Aufklärung, der dritte, aber schwerlich der letzte, die französische Revolution.

Nun kann man ja jedem Befreiungsprozeß und dem Begriff der Freiheit überhaupt den Vorwurf machen — und derselbe ist auch schon des öfteren erhoben worden —, daß es sich dabei immer nur um ein Negatives handle: Freiheit bedeute Vernichtung eines Bestehenden und sei darum für sich niemals ein positiv Schöpferisches. Man wird das gelten lassen können und es als Vorwurf dennoch für verfehlt halten müssen. Solange es in der Welt Dinge giebt, die nicht sein sollen, Zustände, die sich nicht rechtfertigen lassen, Einrichtungen, die vom Übel und schädlich sind, Schranken und Fesseln, die beengen und drücken, solange muß es gegen all das auch das Recht des Negierens geben; denn nichts ist heilig und unantastbar, was von der Menschheit im ganzen oder doch von einem großen Bruchteil derselben mit Grund als drückend empfunden wird und beseitigt werden kann.

Mit dem Wesen des Mittelalters und seiner Institutionen hängt es nun aber zusammen, daß dieser von Station zu Station fortschreitende Befreiungsprozeß der Neuzeit eine individualistische Richtung nahm und nehmen mußte. Der Liberalismus ist vermöge seiner geschichtlichen Voraussetzungen und Entstehungsbedingungen von Haus aus Individualismus: das lag nicht in seinem Belieben und war nicht seine Schuld, sondern das ist eine historische Notwendigkeit, ist somit sein gutes Recht, ja mehr als das, ist geradezu sein Ruhmestitel. Weil er auf allen Lebensgebieten eine —, sagen wir drastisch: eine unberechtigte Vergewaltigung des Individuums und seines persönlich freien Seins und Behabens vorfand, so galt sein Kampf der Befreiung dieser Individuen.

Das zeigt sich zuerst in der Renaissance, jener ästhetischen Revolution der europäischen Menschheit, wo unter Zurückgreifen auf die Antike das Recht der schönen Persönlichkeit in all ihrer natürlichen, welt- und sinnenfreudigen Unmittelbarkeit für Kunst und Leben, für Geselligkeit, Bildung und Erziehung zurückgefordert wird. Und es zeigt sich ebenso in der Refor-

mation, wo das Gewissen und das Glauben des einzelnen Christenmenschen unabhängig gestellt wird vom Machtspruch und vom Bann der Kirche, und neben den Pflichten und Rechten dieses Christenmenschen zugleich auch die lange verschüttete Quelle aller religiösen und sittlichen Kraft im Subjekt neu entdeckt wurde. Es zeigt sich in dem Entwicklungsgang der neueren Philosophie, die gleich anfangs das Ich zum selbstmächtigen Mittel- und Ausgangspunkt macht, demselben im weiteren Verlaufe eine wahrhaft weltschöpferische Souveränetät zuspricht und es schließlich zum Ganzen, geradezu zum All erweitert. Und es zeigt sich endlich auch im Verhältnis des Einzelnen zum Staat: auf die freilich nie verwirklichte, aber doch stets festgehaltene Idee einer europäischen Universalmonarchie folgt nun die Zeit selbständiger Nationalstaaten, und in diesen erst der individualistische Despotismus mit seinem l'état c'est moi! und dann die Umkehrung dieses Wortes: les moi sont l'état —, die Atomistik der den Staat bildenden souveränen Individuen in der Theorie des Contrat social und danach in der Wirklichkeit der französischen Revolution.

Füge ich noch hinzu, wie durch die fortschreitende religiöse und philosophische Aufklärung und durch die ganze politische Entwicklung der Völker allmählich nicht nur der Mittelstand der Bourgeoisie, sondern auch die tieferstehenden breiten Schichten und Massen des Volkes immer allgemeiner einigen Anteil gewonnen haben an gewissen Bildungsresultaten der Zeit, und wie darum der Geist der Kritik sich längst nicht mehr bannen und hemmen, nicht mehr fernhalten und ausschließen läßt in der Welt, so können wir jetzt der Frage näher treten, wie sich denn nun der Sozialismus zum Liberalismus in Wahrheit verhalte.

Eine Doppelstellung, ein recht eigenartiges Doppelspiel ist zwischen den beiden ganz unverkennbar. Ohne den Liberalismus ist der Sozialismus überhaupt nicht denkbar; aber

in Wirklichkeit giebt es keine heftigeren Gegner, keine entschiedeneren Gegensätze als die beiden. Bezeichnen wir es vorläufig ganz kurz und allgemein, so können wir sagen: auch der Sozialismus ist liberal, der Geist befreiender Kritik ist seine Voraussetzung, so wie die Dinge heute liegen, geradezu ein Element seines Lebens; und auch was er erstrebt, ist nichts anderes als Befreiung —, Befreiung des Arbeiters von der Übermacht des Kapitals. Auf der andern Seite aber bekämpft und befehdet er den Geist des Liberalismus aufs heftigste, weil dieser nicht sozialistisch, sondern individualistisch, also geradezu antisozialistisch ist; der schrankenlosen Selbstmacht der Individuen und des individuellen Eigentums, worin sich die Persönlichkeit sozusagen fortsetzt und über sich selbst hinaus erweitert, stellt er in seiner heute verbreitetsten Gestalt die Forderung entgegen: das Privateigentum muß aufgehoben werden und an seine Stelle das gesellschaftliche Eigentum aller Produktionsmittel, eine weitgehende Verstaatlichung und Vergesellschaftung von Produktion und Konsumtion treten.

Diese sich kreuzenden Tendenzen haben wir zunächst etwas weiter ins Einzelne zu verfolgen. Der Geist befreiender Kritik ist die nach rückwärts gegen das Bestehende gekehrte negative Seite des Sozialismus und zugleich die mächtigste Waffe, das schneidigste Werkzeug aller sozialdemokratischen Agitation. Entrüstungspessimismus hat man ja wohl die Stimmung genannt, aus der heraus der Sozialismus geboren wurde und aus der er immer neu die Kraft seines Wachstums schöpft. Hier liegen die Wurzeln seiner Stärke, hier die nie versiegende Quelle seiner Expansionskraft, hier die Möglichkeit und Fähigkeit, auch andere als wirklich überzeugte Anhänger seiner Lehre in seine Kreise zu ziehen und bei Wahlen z. B. als willkommene Hilfe seinem Siegeswagen vorzuspannen. Ich will ja keine sozialdemokratische Brandschrift schreiben, sonst müßte ich hier die verschiedenen Punkte dieser leidenschaftlichen Agitation, die Klagen dieser verzweifelten oder wildentschlossenen

Stimmung zusammenstellen; als Ganzes sind sie ja bekannt genug und im Einzelnen werden sie uns im Folgenden jedesmal an ihrem Orte noch rechtzeitig genug begegnen. Hier handelt es sich vielmehr um ein Anderes: einmal, ist diese Unzufriedenheit sittlich berechtigt und wertvoll? und fürs zweite, ist sie in unseren sozialen Zuständen und Verhältnissen wirklich begründet?

Das Erstere scheint in gewissem Sinne selbstverständlich. Das „Duck' dich und schweig' dabei" kann ja wohl im einzelnen Fall Pflicht sein und werden, das sich der bestehenden Sitte, der gebietenden Autorität Fügen und Unterordnen ist unter Umständen geradezu das Sittliche selbst[1]). Aber im großen Gang der Weltgeschichte beruht doch der Fortschritt nicht auf diesem geduldigen Tragen und diesem sich Einordnen in die Welt, wie sie ist, sondern in der That auf jenem Gefühl der Unzufriedenheit, jenem nicht Befriedigtsein, das als Stimulus die Geister vorwärts treibt und sich gelegentlich wohl auch in wilder Empörung Luft macht. „Ihr habt gehört, was zu den Alten gesagt ist; ich aber sage euch" — das ist der Ton, in dem der Geist des Fortschritts zu der Menschheit redet. Aber nur, wenn eine Zeit erfüllet ist und nur, wenn das Ich, das den Alten gegenüber tritt, ein besseres Neues zu sagen weiß, wird seine Stimme durchdringen und eine Welt mit sich im Sturme dahinreißen. Ob aber auch jetzt wieder eine Zeit erfüllet, ob das Alte unhaltbar geworden ist und für eine neue Weltordnung die Stunde bereits geschlagen hat, wer vermöchte das zu sagen? Und so läßt sich denn auch auf jene konkrete zweite Frage: ob eine so tiefgehende Unzufriedenheit mit unseren sozialen Verhältnissen, wie sie in der sozialdemokratischen Agitation sich Luft macht und in die Erscheinung tritt, wirklich in den Thatsachen begründet sei? nur schwer eine allgemeingiltige Antwort finden. Aber machen wir sie uns hier auch noch nicht zu schwer. Daß eine soziale Not in weitem Umfang und in erschreckender Tiefgründigkeit existiert, wagt längst schon niemand mehr zu

leugnen, der harte Winter der letzten Monate mußte auch dem Ungläubigsten Augen und Ohren dafür erschließen; das Weberelend im Glatzer Gebirge ist nur ein Fall unter vielen; und so wird man doch höchstens über Ausdehnung und Maß dieses Notstandes noch verschiedener Meinung sein können. Da muß man es aber schließlich doch in erster Linie den Notleidenden selbst überlassen, wie hoch sie dieses Quantum ihrer Unzufriedenheit schätzen und werten wollen; die Bessersituierten haben schwerlich ein Recht und jedenfalls nicht die Möglichkeit, ihnen ein solches Maß von außen her und von oben herab vorzuschreiben und anzudemonstrieren. Daß die Unzufriedenheit eine künstlich hervorgerufene sei, kann auch der nicht behaupten, der sie für eine künstlich gesteigerte und übertriebene erklären wollte. Und mit der Wertschätzung unserer Kultur im ganzen verhält es sich nicht anders. Daß in ihr und an ihr vieles faul und verfault, vieles korrupt und korrumpiert, hohl und nichtig, sittlich wertlos und verwerflich sei, das ist unter uns allen nur noch ein offenes Geheimnis, über die Schadhaftigkeit dieses „Wunderbaus" sind wir alle einig; in Frage steht auch hier nur Quantum und Maß.

Aber nun einen Schritt weiter, nun die Fragen, ob die Anlässe, welche jene Unzufriedenheit hervorgerufen haben, zufällige oder im Wesen der Gesellschaftsordnung selbst liegende seien? ob die soziale Not der Gegenwart unvermeidlich sei oder sich beseitigen lasse? ob und inwieweit sie zusammenhänge mit der heutigen Ordnung unserer sozialen Verhältnisse und des weiteren mit der Gestaltung unserer ganzen gegenwärtigen Kultur? Hier bei der Beantwortung dieser Fragen beginnt langsam und allmählich das Auseinandergehen der liberalistisch-individualistischen und der sozialistischen Richtung und Weltanschauung. Darin sind noch beide einig, daß ein solcher innerer Zusammenhang bestehe; aber ihre Stimmung dieser Thatsache gegenüber ist eine höchst verschiedene, geradezu diametral entgegengesetzte.

Der Liberalismus sieht in der sozialen Notlage, welche auch er anerkennt, ein Unvermeidliches, sie ist ihm sozusagen der Schatten, der dem Lichte der Kultur folgt und folgen muß, sie liegt begründet in den unwandelbaren Gesetzen der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft, in dem für die Gesellschaft wie für die gesamte organische Welt gleich gesetzmäßigen Kampf ums Dasein, in dem Gang der Geschichte, in der Entwickelung und im Wesen der Kultur. „Keine Kultur ohne Dienstboten"; „die Klassenherrschaft ergiebt sich notwendig aus der Natur der Gesellschaft"; „unabänderlich gilt das Gesetz: nur einer Minderzahl ist beschieden, die idealen Güter der Kultur ganz (?!) zu genießen; die große Mehrheit schafft im Schweiße ihres Angesichts"; „die Masse wird immerdar Masse bleiben"; „diese Ordnung ist gerecht und sie ist notwendig"; „das Wachstum der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse hält unwandelbar die alte Regel aufrecht, daß die Mehrzahl der Menschen in beschränkten Verhältnissen leben muß, und die durchschnittliche Arbeitszeit sich nicht erheblich verringern kann". So formulierte H. v. Treitschke[2]) zu einer Zeit, wo er noch liberal war, in ebenso oberflächlicher als brutaler Deutlichkeit die Gedanken des laisser aller, laisser faire.

Aber was so im Wesen der menschlichen Gesellschaft und Gesellschaftsordnung als ein notwendiges Übel begründet liegt, ist darum doch auch für diese Auffassung der Dinge nach Umfang, nach Höhe und Tiefe kein völlig Unabänderliches: das soziale Elend wird zwar nie aufhören, die Klassengegensätze werden nie verschwinden; aber jenes läßt sich doch verkleinern und erträglicher machen, diese lassen sich von ihrer Schroffheit und Grausamkeit das eine und andere abdingen. Und so können wir uns beides denken als beständig abnehmende Größe, nur freilich: eine Größe, ein Faktor im Leben der Gesellschaft bleibt es und wird es, soll es sogar bleiben in alle Ewigkeit.

Nein, sagt dagegen der Sozialismus. Das Elend und

die Bedrückung der unteren Klassen ist freilich eine notwendige Begleiterscheinung, aber nicht der Kultur überhaupt, sondern nur eurer so und so beschaffenen, eurer auf dem Boden des Individualismus gewachsenen Kultur. Und darum ist alles das auch nicht notwendig und ewig, sondern es kann —, nur natürlich nicht mit euren Mitteln und Mittelchen verringert und erleichtert, wohl aber kann es völlig beseitigt werden; mit der Ursache fällt hier auch die Wirkung weg, die soziale Not ist in allen ihren Gestalten zu Ende an dem Tag, wo es auch mit der individualistischen Gesellschaftsordnung definitiv zu Ende ist.

So ist also jener sozialistische Pessimismus, wie er sich dem liberalistischen Optimismus gegenüber darstellt, nur ein Anfangsstadium, er gilt nur der — zufällig — bestehenden Ordnung in unserer Welt, nicht der Welt selbst und ihrer ganzen Existenz, und letzten Endes enthüllt er sich damit vielmehr selbst wieder als Optimismus, als ein recht hoffnungsreicher Glaube an eine bessere Zukunft, an eine goldene Zeit. Es fehlt also den Sozialisten nicht an einem Glauben, der in Hoffnung selig macht, und nicht an einem Ideal, das begeisternd wirkt. Noch kennen wir freilich Inhalt und Kern desselben nicht; aber Eines wissen wir aus der Geschichte: Glaube und Idealismus sind noch immer die stärksten Mächte gewesen und haben sich noch immer siegreich durchgesetzt in der Welt.

Zwei Anschauungen — wir dürfen sie geradezu Weltanschauungen nennen — sehen wir so aus gemeinsamer Wurzel herauswachsen, sich von einander trennen und alsbald in der vollen Schärfe ihrer Gegensätzlichkeit aufeinanderstoßen und sich feindlich gegenübertreten. Es gilt, sie nun in ihren Leistungen und Wirkungen, in ihrer Anwendung und ihren Anforderungen an Leben und Gesellschaft näher kennen zu lernen —, erst die individualistische des Liberalismus und dann in den folgenden Kapiteln die sozialistische.

Wir können den liberalistischen Individualismus als eine mechanische Weltanschauung bezeichnen. Nicht als ob jeder Individualismus mechanisch sein müßte; im Gegenteil. Im Kern seines Kerns, in der Seele seiner Seele erhebt ja das Individuelle geradezu Protest gegen den alle Individualität ertötenden Mechanismus, und eben hierin liegt seine Stärke, liegt die Quelle seines unveräußerlichen Rechts. Aber daß er das und daß er somit sich selbst nicht verstanden hat, das ist der innere Widerspruch des Liberalismus, an dem er zu Grunde gehen muß, das ist die große Unterlassungssünde, die er namentlich in seiner Anwendung auf Staat und Gesellschaft nicht von sich hat abschütteln, niemals wieder hat gut machen können. Denn wie faßt er doch die Menschheit auf? Als eine Summe von Individuen, die vielmehr bloße Atome sind, deren jedes von Haus aus dem andern im wesentlichen gleich, gleiches Recht besitzt wie alle übrigen und selbstständig und spröde diesen andern gegenübersteht. Und auch wo sie sich zu Gruppen vereinigen, da geschieht dies immer nur zufällig und vorübergehend, willkürlich und künstlich, auf Grund von freigeschlossenen Verträgen; und darum sind alle solche Vereinigungen nicht nur nicht notwendig und unauflöslich, sondern sie sind auch lediglich im Dienste und Interesse dieser Einzelnen gebildet, sind um ihretwillen da und stehen deshalb nicht über ihnen, sondern in irgend einer Form, als Mehrheit, als Vielheit bleiben diese Einzelnen souverän.

Auf politischem Gebiete hat diese individualistische Anschauung des Contrat social den Absolutismus der Fürstengewalt überwunden, die Möglichkeit einer Auflösung des den Staat begründenden Vertrags und das Recht der Revolution verkündigt und jene Lehre vom Staat und seinen Aufgaben entstehen lassen, der Wilhelm v. Humboldt in seiner Schrift „Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen" den denkbar schärfsten Ausdruck ge-

geben hat und die in dem Grundsatz gipfelt: „der Staat enthalte sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger, und gehe keinen Schritt weiter, als zu ihrer Sicherstellung gegen sich selbst und gegen auswärtige Feinde notwendig ist; zu keinem andern Endzwecke beschränke er ihre Freiheit“ [3]).

Auf sittlichem Gebiet aber balanciert dieser Individualismus das menschliche Handeln auf der Nadelspitze der Subjektivität und des Gewissens, und erklärt für tugendhaft den, der diesem individuellen Führer folgt. Nicht auf den Erfolg der Handlung kommt es bei ihrer sittlichen Würdigung irgendwie an, sondern lediglich auf die Motive, auf das innerliche „du sollst“! Im Sittlichen ist der Mensch absolut frei, und das Sittengesetz, das ihn bindet, ist das Gesetz seiner eigenen vernünftigen Natur, ist Autonomie, nicht Heteronomie.

Liegt aber im Wesen des Staates äußerlich und in dem des Sittlichen innerlich an sich schon ein antiindividualistisches Element und darum doch von Haus aus ein Korrektiv gegen eine schrankenlose Geltendmachung jenes atomistischen Standpunkts, so ist das anders auf dem Boden des gesellschaftlichen, des wirtschaftlichen Verkehrslebens. Hier steht in der That — oder sagen wir vielleicht richtiger: in der Theorie? —, jedenfalls zunächst steht jeder als Einzelner den andern Einzelnen gegenüber, und zwar nicht als ein sittlich handelnder und darum doch irgendwie sittlich verpflichtet und verbunden, sondern lediglich nur als ein Güter produzierendes, Güter tauschendes, Güter konsumierendes Wesen. Und als solches jeder für sich und aus eigener Kraft, jeder für sich und im eigenen Interesse, im übrigen aber vogue la galère!

Auf daß jedoch das Schiff flott werde, dazu, sagt die individualistische Volkswirtschaftslehre, müssen alle Hindernisse weggeräumt oder doch wenigstens weggedacht werden. Wegzuräumen sind die staatlichen Hindernisse, die noch aus dem Mittelalter und der Zeit fürstlicher Allgewalt stammen:

Leibeigenschaft und Hörigkeit, Frondienst und Erbunterthänigkeit, Zunft- und Innungszwang, Verkehrsschranken von Ort zu Ort, von Land zu Land, gesetzliche Beschränkung des Niederlassungs- und Heimatrechts, der Eheschließung und Familiengründung, die staatliche oder kommunale Festsetzung der Preise und Löhne, die gesetzliche Regulierung der Dienst- und Arbeitsverträge. Und wegzudenken wenigstens ist die sittliche Natur jenes gesellschaftlichen Atoms, abzusehen ist von dem Bedenken, ob bei einem solchen schrankenlosen sich selbst Durchsetzenwollen desselben nicht etwa die andern zu kurz kommen, ob sie nicht zu leiden haben unter den Ellenbogenstößen, wodurch ich mir Raum zu schaffen suche in dem an und für sich durchaus chaotischen Durcheinanderwogen und Aufeinanderprallen dieser gesellschaftlichen Atome. Nach der individualistischen Ansicht hat das natürlich jeder mit sich und seinem Gewissen auszumachen: die Volkswirtschaftslehre, die Gesellschaftstheorie hat mit diesem Faktor nicht zu rechnen. Wenn aber faktisch derjenige am weitesten kommen und sich am besten stellen sollte, der am rücksichtslosesten vorwärts hastet, skrupellos sein Ich und die Interessen dieses Ich zur Geltung zu bringen sucht, nun so ist es jedenfalls nicht Sache einer individualistischen Wirtschaftslehre, ihn davon zurück- und sich bei solchen Bedenken aufzuhalten; sie gehören in die Ethik, und seit die Nationalökonomie sich von dieser losgelöst und geschieden hat, läßt sie sich auch nicht mehr von ihr dazwischen reden. Und so bleibt schließlich nur Eines: die freie Konkurrenz, und als Triebfeder des ganzen Handels und Wandels volkswirtschaftlich ausgedrückt: der Profit, die Rente, ethisch gedacht: der Egoismus. Was aber dabei herauskommt? wir sehen es: im Wettbewerb aller gegen alle ein immer steigender Wohlstand, eine immer sich mehrende Güterproduktion, immer größerer Reichtum an Kapital, Vervollkommnung der Technik, Fortschreiten von Handel und Wandel, von Verkehr und Industrie, allgemeines Prosperieren der Geschäfte, ein

selbst die kühnste Phantasie übersteigendes Blühen und Gedeihen der Einzelnen und der Nationen.

Doch gerade hier, wo das Gebäude sich krönt, hat die Theorie ein Loch; wo das Bild im lichtesten Glanze strahlt, verbergen sich die dunkelsten Schatten. Wer sind denn „die Einzelnen“? und was heißt „die Nationen“? Die Einzelnen sind immer nur Einzelne, und die ganze Nation —, damit ist es ohnedies eitel Flunkerei. Im Wettbewerb der freien Konkurrenz geht es zu wie auf dem Schlachtfeld oder noch schlimmer: die glücklichen Sieger sind einige wenige, der Unterliegenden, der Toten und Verwundeten unendlich viele. Oder ohne Bild gesprochen, die Wirkung der freien Konkurrenz ist eine ihrem Ausgangspunkt schnurstracks entgegengesetzte: dieser war der schöne Gedanke, daß alle Menschen von Natur gleichgestellt seien und somit auch gleiches Recht zum Wettbewerb, gleichen Anspruch auf Geltendmachung ihrer Interessen haben; und das Ende ist: Kapital und Eigentum, Mittel und Kraft zu produzieren, die Freiheit und Gelegenheit zu konsumieren, die Teilnahme an der vollbesetzten Tafel des Lebens —, alles das Sache einiger wenigen wirtschaftlich Starken, und die überwiegende Mehrzahl der wirtschaftlich Schwachen in vielfacher Not und — was dem Gedanken und Prinzip des Individualismus noch viel mehr zuwiderläuft — in vielfacher schlimmster Abhängigkeit von jenen Wenigen.

Doch warum abhängig? Steht nicht der Arbeiter dem Fabrikanten und Kapitalisten gleichberechtigt gegenüber? hat er nicht das Recht, nach Belieben Verträge zu schließen oder nicht zu schließen, zu arbeiten oder nicht zu arbeiten, zu kündigen oder zu bleiben? Das Recht — ja; aber auch die Wahl? Arbeiten um jeden ihm gebotenen Lohn und unter jeglichen einseitig vom Arbeitgeber festgesetzten Bedingungen oder mit seiner Familie betteln und Hunger leiden, um nicht zu sagen Hungers sterben, das ist in tausend und abertausend Fällen die einzige Wahl, die der freie Arbeiter hat. Hier

setzt das sogenannte eherne Lohngesetz, hier die Übervölkerungsfrage und die Lehre von der Reservearmee der Industrie ein. Darauf werden wir noch kommen. Einstweilen haben wir nur zu konstatieren: der isolierte Arbeiter ist von dem kapitalbesitzenden Arbeitgeber durchaus abhängig, unter wenig günstigen Bedingungen verkauft er diesem seine Arbeit und damit in gewissem Sinne sich und seine Person; und es steht dann auf dem Boden des Individualismus und nach der Lehre desselben dem Fabrikanten völlig frei, wie er seine Superiorität und Übermacht benützen will. Werden ihm seine Arbeiter zu bloßen „Händen", so ist das seine Sache; die Hände gegen ihn und vor der Ausbeutung durch ihn zu schützen, hat niemand das Recht, auch der Staat nicht, der sich jeder Einmischung in dieses Verhältnis, wie überhaupt jeder „Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger" zu enthalten hat. So will es die Theorie des laisser aller, laisser faire, die Theorie des liberalistischen Manchestertums.

Doch daß wir uns nur nicht zu sozialdemokratischen Übertreibungen hinreißen lassen und Dinge behaupten, die in Wirklichkeit bei weitem so schlimm nicht sind! Sind oder nicht sind, lassen wir das im Einzelnen dahingestellt und unentschieden, aber doch fraglos sein können, fraglos in der Konsequenz des Individualismus und der schrankenlos freien Konkurrenz liegen. Wenn es thatsächlich vielfach nicht so schlimm, vielfach besser ist, so sind daran andere Faktoren schuld, vor allem der Umstand, daß der Individualismus namentlich bei uns in Deutschland an Staat und Sitte und Sittlichkeit doch immer noch kräftigen Widerstand und gewisse letzte Schranken gefunden hat und sich darum niemals absolut hat durchsetzen können. Daß es aber doch an vielen Orten und in vielen Beziehungen recht schlimm ist, das wissen wir alle. Und wenn dafür kein Einzelner soll verantwortlich gemacht werden dürfen, was übrigens gerade auf dem Boden einer subjektivistischen Gewissensmoral eine inkonsequente Verlegen-

heitsausrede von zweifelhaftem Werte ist, nur um so schlimmer dann für die Gesellschaftsordnung im ganzen, die den Einzelnen in diese Bahnen treibt und zwingt und sich eben damit in ihrer sittlichen Verwerflichkeit enthüllt. Jedenfalls aber reicht das Gesagte hin, um zu erweisen, wie auf dem Boden dieser liberalistischen Anschauung von der Gesellschaft die prinzipiell verkündigte Freiheit und Gleichheit aller einzelnen Individuen in ihr Gegenteil umschlägt, in Ungleichheit und Unfreiheit, in Abhängigkeit, um nicht zu sagen: in Sklaverei hineinführt oder doch hineinführen kann. Es ist ähnlich wie mit dem l'état c'est moi: auch dieses Wort bedeutet schrankenlose Selbsterweiterung und Freiheit — für den Einen, aber absolute Unfreiheit und Rechtlosigkeit für alle anderen; und ebenso bringt die individualistische Produktionsweise dem Kapital und den Kapitalisten die Freiheit, aber völlige Unfreiheit den Armen und Schwachen, den Arbeitern und ihren Händen. Sie, die Masse der Proletarier stehen rechtlos, schutzlos den wenigen Besitzenden und Reichen gegenüber.

Und dabei ist nicht das Wort „Proletarier" das Revoltierende, sondern die „Hände" sind es und die „Masse" ist es. Diese Ausdrücke weisen auf die ethische oder unethische Basis der ganzen sozialen Frage hin: statt Individuen und freien Persönlichkeiten nur Hände, ein Glied und eine Seite nur statt des ganzen Menschen, und so das Ganze kein Ganzes mehr, sondern verkümmert gerade in seinen höchsten und reichsten Funktionen; und statt einer organisierten Gesellschaft, wo „Alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt", eine unorganische, ungegliederte Masse, der vor allem Eines fehlt, die volle Teilnahme an den Gütern unseres Volkstums, an den Errungenschaften unserer Kultur, an ihren Genüssen und ihren Segnungen, an Schönheit und Glück, an Wahrheit und Bildung, an sittlicher Freiheit und menschenwürdigem Dasein.

Ist das ein Zustand, der Erhaltung verdient? ein Zustand, der sich sittlich rechtfertigen läßt? Aber freilich, wenn wir auch diese Frage zu verneinen hätten, so ist damit noch nicht gesagt, daß wir nun sofort der sozialistischen Gesellschaftsordnung unseren Beifall schenken müssen und diese dafür an die Stelle setzen möchten. Erfreulicher wird jenes Zukunftsbild allerdings sein, aber vielleicht nicht ebenso der Wirklichkeit entsprechend. Doch noch sind wir nicht so weit.

Das Wort „Masse“ hat uns gewissermaßen in Einem Blick den ganzen Abgrund enthüllt, den der Individualismus auf wirtschaftlichem Gebiete als zerklüftenden Riß durch unsere Gesellschaft hindurch aufgewühlt und weiter ins Ungemessene zu vertiefen fortgesetzt die Tendenz hat. Und wenn daher als Antwort von der Gegenseite im Gothaer Programm erklärt wird, daß „der Arbeiterklasse gegenüber alle andern Klassen nur eine reaktionäre M a s s e“ seien, so mag das für uns, die wir stolz sind auf unsere Eigenart und unsere herausgearbeitete Persönlichkeit, einer gewissen Komik nicht entbehren. In Wahrheit aber weist es hin auf den wirklich vorhandenen Schaden unserer Kultur, auf unser einander nicht mehr Verstehen herüber und hinüber, auf den Mangel einer alle Teile zusammenfassenden und vereinigenden Organisation. Schleiermacher hat das Organisieren für eine, um nicht zu sagen für die Aufgabe der Sittlichkeit erklärt; die Bezeichnung breiter Volksschichten durch das Wort „Masse“ läßt das Unsittliche oder doch das noch nicht Sittliche unserer auf individualistischem Boden gewachsenen Kultur erkennen.

Und wie steht es mit dem Wort „Arbeit“ und „Arbeiter“? Weil die Handarbeit erst unter dem Einfluß des antiken Aristokratismus, dann unter dem des christlichen Spiritualismus und schließlich unter den kapitalistischen Anschauungen der modernen Zeit gering geachtet worden ist, so fangen nun die sich emanzipierenden „Hände“ ihrerseits an, die E h r e der Arbeit für sich allein in Anspruch zu nehmen und sind

in Gefahr, die geistige Arbeit und ihren Wert zu verkennen und zu unterschätzen.

Also überall Trennung und Zerklüftung, überall Mangel an gegenseitigem Verständnis, Mangel an Organisation! Dem tritt nun der Sozialismus entgegen als eine sittliche Lebensanschauung anderer, höherer Art. Ich habe den Individualismus als den Ausfluß einer mechanischen Weltansicht bezeichnet, weil er den Menschen im Guten wie im Bösen isoliert und lediglich auf sich selber stellt, und in aller menschlichen Gemeinschaft und Gesellschaft nur ein Zufälliges und Willkürliches, ein künstlich Zusammengefügtes und darum ein Vorübergehendes zu sehen vermag. Dem gegenüber kann man den Sozialismus organisch nennen: der Einzelne nicht etwas für sich, sondern etwas nur als Teil und Glied eines Ganzen, im Dienste dieses Ganzen und verpflichtet zu thätiger Mitarbeit am Auf- und Ausbau desselben. Und zwar muß — das ist die Meinung — diese soziale Anschauung speziell auch auf die von ihr noch am wenigsten berührte und durchdrungene Arbeit im Dienste der materiellen Kultur übertragen werden. Die Gesellschaft soll auch beim Produzieren und Konsumieren nicht länger als ein Haufen von Atomen betrachtet werden, sondern eher als ein sozialer Körper; und die Gütererzeugung und Güterverteilung sozusagen der Stoffwechsel dieses Körpers [4]), den zu erhalten auch im Bewußtsein des Einzelnen als die höhere Pflicht neben der Pflicht der individuellen Selbsterhaltung anerkannt werden müßte.

Solche Analogien sind freilich nie ganz ohne Bedenken; aber was die Vergleichung sagen will, ist klar: das, um was es sich handelt, sei im Grunde nichts anderes als — moralische Erziehung des Menschen im Sinne einer Umwandlung des individualistischen Geistes in den sozialen, die Erkenntnis und Ueberzeugung, daß wie alle, so auch die materielle Kultur ein Teil der sittlichen und ein zu Versittlichendes sei, daß das, was bisher von den Einzelnen lediglich in ihrem

eigenen Interesse gethan wurde, vielmehr zur Erhaltung des Ganzen bestimmt sei, und daß darum an die Stelle einer einseitigen Berücksichtigung der Privatinteressen die höheren allgemeinen, der Blick auf das Ganze zu treten habe.

Daß dieser Anschauung vom sozialen Geist und seiner Pflege ein richtiger Begriff des Sittlichen zu Grunde liegt, ist unbestreitbar. Gewiß ist das Sittliche, wie es in der Sitte wurzelt, ein Soziales, ein Produkt der menschlichen Gesellschaft, ein in ihr Werdendes und Gewordenes. Und auch wo es sich um die Sittlichkeit des einzelnen Menschen handelt, ist es mit dem sich Zurückziehen auf das gute Gewissen allein nicht gethan, die guten Motive reichen nicht aus, um eine Handlung zu einer guten zu machen, es muß beim sittlichen Handeln auch etwas Gutes herauskommen; und so ist sein Inhalt schließlich doch immer ein Beitrag zur Organisation der Natur durch die Vernunft, oder konkreter und richtiger gesagt, eine Förderung der allgemeinen Wohlfahrt, in deren Dienst der einzelne sittlich erzogene Mensch fraglos und freudig sich stellen und der er persönliche Neigungen und Interessen und wo es not thut, sogar sich selber muß zum Opfer bringen können. Der Gegensatz gegen dieses so gefaßte Sittliche aber ist nichts anderes als ein sich versteifender, sich schranken- und rücksichtslos durchsetzender Egoismus.

Also in der That: Überwindung des egoistischen Individualismus durch den sittlichen Sozialismus, das ist das Ziel. Aber überwinden heißt nicht vernichten. Ein Ego bin ich, ein Ego bleibe ich. Ich will nicht im Einzelnen zeigen, wie dieses Ich doch überall dabei ist, wie es vielleicht sogar im Mitleid und in aller Sympathie für andere seine Rechnung findet, wie nur das bessere Selbst die Selbstsucht überwindet und wie doch schließlich auch die Selbstlosigkeit und jedes Opfer, das sie bringt, ihren Lohn findet und sich rechtfertigen muß vor dem Gefühl des eigenen inneren Wertes und der Harmonie mit mir selbst und mit allen guten Geistern

in meiner Brust. Aber das, meine ich, gehört hierher und ist praktisch wichtig: um zum Wohle anderer beitragen zu können, muß ich selbst äußerlich auf den richtigen Platz gestellt sein und mich innerlich befriedigt fühlen; ich muß, um nach außen wirken und Wertvolles leisten zu können, mich ausleben, in dem meinen Fähigkeiten angemessenen Wirkungskreis meine Kraft entfalten dürfen: das ist das Recht meiner Individualität.

Man könnte besorgt sein, ob die Forderung eines solchen gesunden und berechtigten Egoismus, die Herausbildung schöner Individualität und harmonischer Persönlichkeit in einer sozialen Ethik nicht zu kurz komme; namentlich bei dem Bild von der Menschheit als einem Organismus erscheint die Selbständigkeit des einzelnen Individuums in der That gefährdet. Auf die praktischen Schwierigkeiten, welche hierdurch dem Sozialismus erwachsen, komme ich noch zu sprechen; hier nur die Gegenfrage: hat denn der Individualismus jene Forderung erfüllt? hat er in weitem Umkreis Individualitäten geschaffen? oder hat nicht gerade er es versäumt, zu gliedern, zu differenzieren, hat er nicht jene Massen zusammengeballt, die uns so unpersönlich und individuallos und darum so unheimlich — unheimlich wie alles chaotisch-Elementare — gegenüberstehen? Der Individualismus mit seiner die Gesellschaft in Atome zersetzenden Tendenz hat geradezu antiindividualistisch gewirkt; der Sozialismus will organisieren —, nicht als ob es damit gethan wäre, aus den vielen Einzelnen eine große Masse zu machen, sondern in dem Sinn wirklicher Gliederung und Differenzierung; und dabei könnte wohl auch das Individuelle und Persönliche seine Rechnung finden und müßte sie finden. Das Sittliche selbst aber dürfte doch selten in Gefahr kommen durch ein Zuwenig, sondern mit seltenen Ausnahmen nur durch ein Zuviel des Egoismus; und darum ist der sittliche Geist als ein sozialer immer bloß ein Werdendes, langsam sich Durchsetzendes; in jedem neu entstandenen Menscheníndividuum muß er erst

Boden gewinnen, erst den von Haus aus übermächtigen und von Anfang an sich breit machenden Egoismus zurückdrängen. So ist die sittliche Arbeit in der Welt, und zwar im Ganzen ebensowohl wie in jedem Einzelnen, eine nie vollendete Aufgabe, ein nie abgeschlossenes Werk, ein nie verwirklichtes Ideal; denn ihr Widerpart ist der immer neu sich gebärende Egoismus, stark wie jener Riese, der in der Berührung mit seiner Mutter Erde immer frische Kraft gewann, aber nicht wie dieser dem Tode verfallen, so lange der Mensch überhaupt lebt und leben d. h. sich selbst erhalten will.

Weil aber der Egoismus eine so starke Position hat und in dieser seiner Stärke so leicht die erste und einzige Rolle spielen und damit den Einzelnen unsittlich machen und die Gesellschaft in einen Tummelplatz der Selbstsucht verwandeln kann, so gilt es in der That den Versuch, ihm auch den Boden streitig zu machen, auf dem er sich bis dahin fast ungestraft hat breit machen dürfen und auf dem er sozusagen privilegiert, geradezu wissenschaftlich legitimiert gewesen ist, den Boden des wirtschaftlichen Verkehrslebens. Es will nicht ausreichen, ihn einem rein sittlichen Erziehungs- und Läuterungsprozeß zu unterwerfen und im übrigen zu warten, ob er nicht sittlich belehrt und gebändigt dem Geist des Sozialismus die erste Stelle einräume; sondern man muß zugleich auch von außen nach innen vordringen und so auf ihn einwirken, muß die ihn umgebende Welt so umzugestalten suchen, daß er kein Königreich und kein Herrschaftsgebiet mehr für sich finden kann. Und das ist der Weg, den unsere Sozialisten ein-, oder richtiger einstweilen vorschlagen.

Nun weiß ich natürlich sehr wohl, daß das Verlangen nach einer solchen äußerlichen Umgestaltung der Gesellschaftsordnung von der großen Mehrzahl unserer Sozialdemokraten (ich wähle hier mit Absicht diese Parteibezeichnung) gedankenlos und lediglich in der Meinung erhoben wird, daß es damit gethan sei. Ihnen ist der Sozialismus in der That nur

ein Äußeres und Äußerliches; sie wollen die Welt anders machen, damit man es in der Welt besser habe, und denken nicht daran, auch die Menschen anders zu machen, damit der Mensch besser werde. In diesem Besserhabenwollen, das nicht auf einem Bessersein und Besserwerden ruht, liegt die Berechtigung des oft gehörten Vorwurfs, daß der Sozialismus nur an die schlechten Leidenschaften des Menschen, an seine Genußsucht und seinen Neid, an seine Begehrlichkeit und seine niederen, sinnlichen Triebe appelliere und nicht wisse, was den Menschen wahrhaft glücklich mache und was des Menschen wahrhaft würdig sei. Der Vorwurf ist wie gesagt nicht ohne Grund; nur haben die, die ihn erheben, vielfach selbst kein besseres Recht für sich und selten eine viel höhere Vorstellung von Menschenwürde und vom Glück.

Allein diese prinzipielle Frage kommt uns hier noch zu früh. Vorläufig genügt es zu sagen, daß doch nicht alle Sozialisten so gedankenlos sind; eine Ahnung davon durchzieht doch manche, die Besten unter ihnen sprechen es auch geradezu aus, daß die geforderte äußere Umwandlung der Welt die innere Veränderung und Besserung der Menschen nach sich ziehen müsse, nach sich ziehen werde. Ändert erst, so rufen sie uns zu, die individualistische Gesellschaft in ihrer äußeren Organisation und Gestalt, so wird der Gesinnungswechsel der Menschen mit Notwendigkeit und ganz von selbst nachfolgen. Ja, es will mir eher so vorkommen, als ob dieser Glaube an den Zusammenhang zwischen Äußerem und Innerem, an die Wirkung äußerer Veränderung auf das Innere bei sozialistischen Schriftstellern und Agitatoren zu groß wäre: nicht nur die soziale Not hört an dem Tage auf, wo es mit unserer individualistischen Gesellschaftsordnung zu Ende geht, sondern es stellt sich an demselben Tage und zu derselben Stunde auch der soziale Geist ein, der uns und soweit er uns heute noch abgeht. Und eben darum finden wir auch bei idealeren Naturen jenen leidenschaftlichen Drang nach einer

sozialen Revolution, der den langsamen Weg der Reformen verschmäht. Schafft eine neue Welt, und die neue Menschheit ist da! Das ist das Schöpfungswunder, das uns solche sozialistischen Revolutionäre und Utopisten verheißen. Aber wir glauben an keine Wunder, und darum ziehen wir den langsam sicheren Weg der sozialen Reform vor, vorausgesetzt daß derselbe zugleich ein Weg sittlicher Erziehung, der Siegesweg des sozialen Geistes und seiner Verbreitung in der Welt ist und sein kann.

Aber ehe wir uns diesem Wege der Reformen zuwenden, haben wir erst noch Utopia und die Straße dorthin kennen zu lernen!

Anmerkungen zur Einleitung und zum ersten Kapitel.

Diese kurzen Anmerkungen am Schlusse jedes Kapitels sind nicht zu umfassenden Litteraturnachweisen bestimmt: ich liebe solches Prunken mit einer Belesenheit nicht, das doch höchstens für ein specimen eruditionis erforderlich wäre. Sondern sie geben vielmehr nur solche Werke an, denen ich ganz direkt Stoff oder Gedanken entnommen habe, oder weisen auf Bücher hin, in denen der Leser das im Text kürzer Berührte näher begründet oder weiter und andersartig ausgeführt finden kann und auf die ich ihn daher aufmerksam machen möchte.

[1]) (S. 3.) Aristoteles' Schrift vom Staatswesen der Athener, verdeutscht von Georg Kaibel und Adolf Kießling, cap. 2.

[2]) (S. 5.) Vgl. hierüber die kleine Schrift von Fr. Jodl, Volkswirtschaftslehre und Ethik, in Holtzendorffs deutschen Zeit- und Streitfragen, Jahrg. XIV. (1886), Heft 224.

[3]) (S. 6.) Gustav Schmoller, Zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden und Aufsätze 1890. S. 204—246.

[4]) (S. 7.) Diesen Gedanken habe ich näher ausgeführt in den philosophischen Monatsheften, Jahrg. 1890, S. 129—147: Ethische Fragen und Vorfragen I.

---

[1]) (S. 13.) Darüber vgl. man in meinem Buch „Sittliches Sein und sittliches Werden" 2. Aufl. 1890 die Ausführungen S. 38 ff. und Harald Höffding, Die Grundlage der humanen Ethik, 1880.

[2]) (S. 15.) Die Citate sind v. Treitschkes vielberufenem Aufsatz „Der Sozialismus und seine Gönner" (Preußische Jahrbücher Bd. 34, 1874, S. 67—110 und S. 248—301) entnommen. Höffding meint in seiner Ethik (1888) S. 278, diese bei Bureaukraten

und konservativen Politikern häufig anzutreffende Auffassung sei in jenem Aufsatz von Treitschke „in besonders klassischer Form ausgesprochen“. Ob freilich Treitschke selbst heute noch ebenso denkt wie 1874, wird man nach allen den Wandlungen, die er inzwischen vollzogen hat, bezweifeln dürfen. Jedenfalls hat G. Schmoller, gegen welchen jener Essay gerichtet war, recht, wenn er in seinen Reden und Aufsätzen zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart S. 38 mit Beziehung auf diese Fehde sagt: ich glaube in jener Zeit „besser in die Zukunft gesehen zu haben, als mein verehrter Kollege, der mich damals eben darum vom Standpunkt der angeblich bedrohten höheren geistigen und ästhetischen Kultur aus als thörichten Sozialisten abkanzelte“. Auch ich darf mich rühmen, schon in jenen Jahren den von Schmoller vertretenen Anschauungen näher gestanden zu haben als dem damals der Sozialreform so wenig zugeneigten Historiker, wenngleich ich nicht mehr in allem Einzelnen den Standpunkt der Schlußabhandlung meiner Schrift „Republik oder Monarchie? Schweiz oder Deutschland?“ (1877) vertreten möchte.

[3]) (S. 18.) Wilhelm von Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen. Reclamsche Sammlung, S. 53.

[4]) (S. 24.) Dieses Bild stammt von Albert E. Fr. Schäffle, der es in seinem vierbändigen Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers“ 1875|78 im Einzelnen aus- und durchgeführt hat; aber gerade dieses Buch kann auch zeigen, wie gefährlich eine allzuweit gehende Verwertung solcher Analogien und die unkritische Uebertragung naturwissenschaftlicher Kategorien und Gesichtspunkte auf eine Geisteswissenschaft werden kann; vgl. darüber auch G. Schmollers Essay über Schäffle in seinem Buch „Zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften“ 1888, S. 211—232.

Zweites Kapitel.

Die sozialistischen Utopien.

Utopia, Nirgendheim — so heißt das Land; und doch, wer die erste und älteste dieser Utopien, Platons Republik, mit Aufmerksamkeit und Verständnis gelesen hat, der weiß, wie viele von den staatssozialistischen Träumen dieses Griechen in Erfüllung gegangen sind; und wer vollends die Utopie desjenigen kennt, der allen diesen Staatsromanen den Namen gegeben hat[1]), der erinnert sich, wie realistisch nüchtern dieser Engländer mit der Frage beginnt, ob man recht daran thue, die Diebe zu hängen; und verneint wird dieselbe von ihm, weil andere und anderes schuld sei daran, daß so viel gestohlen werde —, anderes d. h. jene bedenklichen agrarischen Zustände Englands, in denen der scharfe Verstand des Thomas Morus schon damals eine große soziale Gefahr erkannte: an der Stelle kleinbäuerlicher Bewirtschaftung die großen Latifundien müßiger und verschwenderischer Herren, auf welchen aus Äckern Weideland gemacht, Schafe gehalten und die Bauern ausgetrieben wurden. Wer das von den Utopien weiß und so über sie urteilt, der sieht in ihnen nicht ohne weiteres ein Nie und Nirgends, sondern immer nur ein Noch nicht und ein Nicht so, und will daher mit dem Namen zunächst nur eine Thatsache bezeichnen, nicht sofort auch ein Werturteil fällen.

Doch erst handelt es sich um den Weg in das gelobte Land.

Die äußere Umgestaltung, mit der der Sozialismus so rasch als möglich beginnen möchte, glaubt er auf doppelte Weise herbeiführen und verwirklichen zu können: entweder gewaltsam durch Revolution oder friedlich und legal durch Abstimmung und Gesetz. Über den ersten Weg ist aus naheliegenden Gründen nicht zu diskutieren; ich halte es geradezu für gefährlich, wenn den Sozialdemokraten gegenüber immer wieder betont wird, daß sie nur durch Gewalt und blutigen Umsturz ihre Ziele würden erreichen können, und wenn daher Angehörige der sogenannten staatserhaltenden Parteien den Teufel der sozialen Revolution mit Pulverdampf und Barrikadenkämpfen an die Wand malen. Man gewöhnt so förmlich an den Gedanken und stumpft die im deutschen Volke glücklicherweise noch recht weit verbreitete Scheu ab, die davor zurückbebt. Nein, lieber wollen wir sie beim Wort nehmen und ihre Führer auf der oft wiederholten Versicherung festnageln, daß es auch ohne Blut, auf friedlichem Wege gehen könne und gehen müsse.

Freilich eine Machtfrage bleibt es auch dann. Der Staat, der ja allein in legitimer Weise zwingen kann, und speziell die gesetzgebende Gewalt des Staates müßte zu diesem Behuf in die Hände der Sozialisten fallen. Wie der Staat überall, wo Parlamente, vollends wo diätenlose Parlamente an der Gesetzgebung teilnehmen, vielfach dem Einfluß des Großkapitals und der Großindustrie unterstellt ist und deshalb seine Maschinerie zu ihren Gunsten und in ihrem Interesse funktionieren läßt, so hätte er künftig in anderer Richtung zu arbeiten, sich und die in ihm lebende Gesellschaft im Sinn des Sozialismus umzugestalten. Und das Mittel dazu wäre — das allgemeine Stimmrecht. Freilich, noch ist es nicht so weit; im deutschen Reichstag beträgt die Zahl der Mitglieder der sozialdemokratischen Partei von 397 immer erst 35. Aber ihr Wachstum ist unverkennbar ein rapides, 1887 waren 763128 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden, 1890 bereits 1427298, und ohne Frage ist ja die Zahl der Arbeiter —

das Wort im sozialdemokratischen Sinne genommen — größer als die aller übrigen Klassen zusammen; gelingt es also, sie alle in Einem Sinn und unter Einer Fahne zur Wahlurne zu führen, gelingt es namentlich, die bisher der Bewegung noch wenig zugänglichen ländlichen Arbeiter zu einmütigem Zusammengehen zu bewegen, und ganz aussichtslos ist das ja nicht, so ist es in der That nur noch eine Frage der Zeit, wann die Klinke der Gesetzgebung in ihre Hand gelegt werden wird. Bleibt freilich, vor allem in monarchischen Staaten, noch die Regierung. Allein auf die Dauer kann gegen den Willen der Majorität, wenn wir nicht mit Ausnahmemenschen wie Bismarck rechnen wollen, nicht regiert werden. Thut es die Regierung dennoch und greift sie schließlich zum Staatsstreich, so fällt die Verantwortung auf sie; ihr Recht, das bloße Notrecht des äußersten Falles, ist dann nicht besser und nicht schlechter, als das des Volkes zur Revolution, und der Ausgang des nun natürlich fast unvermeidlichen Kampfes — von allem Hier und allem Heute selbstverständlich weit abgesehen — wäre zum mindesten zweifelhaft.

Es ist aber auch noch ein anderes denkbar: daß sich die Regierung, der Fürst des Landes von der Gerechtigkeit und Vernünftigkeit der sozialistischen Änderungen überzeugt, selber an die Spitze der Bewegung tritt, und dann —, ja dann macht sich alles einfach und leicht genug. Vielleicht! Vorausgesetzt nämlich, daß sich nicht im Alten ungeahnt neue Kräfte des Widerstands entwickeln; und dann wären zwar die Rollen vertauscht, aber eine Machtfrage wäre es auch in diesem Fall.

Doch wichtiger als der in Dunkel gehüllte Weg zum Siege ist der Inhalt dieses Siegs, das Was dessen, was das sozialistische Parlament zu beschließen und die sozialistische Regierung zu verfügen und auszuführen hätten. Wir kennen dieses Ziel bereits: Verwandlung des Privateigentums, wenigstens soweit es Produktionsmittel ist, in staatliches oder richtiger in gesellschaftliches Eigentum. Das ist in einer kurzen

Formel alles und das Ganze, nur das, weiter nichts; aber in der lapidaren Kürze inhaltsreich und inhaltsschwer genug. Das Programm enthält zweierlei — ein Negatives, die Beseitigung des Privateigentums, und ein Positives, die Schaffung von staatlichem oder Gesellschaftseigentum, soweit das Produzierte nicht konsumiert wird, sondern Mittel zu neuer Produktion werden kann.

Aber auch hier wäre sofort wieder und zuvörderst mit Faust zu fragen: wie fangen wir das an? und der sozialdemokratische Mephistopheles, der uns von dem Marterort des Privateigentums fortlocken möchte, erwidert darauf: wir expropriieren! Dabei sorgt nach sozialistischer Lehre der Kapitalismus selbst durch den immanenten Gang seiner Entwicklung für Vereinfachung und Abkürzung des Verfahrens. In seinem Wesen liegt, wie wir das an der Verdrängung und Aufsaugung des Kleinhandwerks durch die Großindustrie, der bäuerlichen Zwergwirtschaften durch die Großgrundbesitzer und ebenso an der immer häufigeren Verwandlung und Zusammenballung selbständiger Betriebe, Brauereien, Druckereien, Spinnereien 2c. 2c. in große Aktienunternehmungen und an der großartigen Ausdehnung der gewerblichen Kartelle sehen können, — im Wesen des fortschreitenden Kapitalismus selbst liegt die Neigung zum Großbetrieb und folglich zu der Verschlingung der vielen Kleinen durch wenige Große. So müssen sich allmählich sämtliche Produktionsmittel, alles Kapital in immer wenigeren Händen vereinigen, die Kleinen werden durch die Großen expropriiert. Und nun vollzieht sich — man erkennt an dem ganzen Raisonnement unschwer die Herkunft dieser Theorie aus der Schule Hegels und ihrer Dialektik — das Selbstgericht an diesen Großen, und der sozialistische Staat thut ihnen nur wieder, was sie bis dahin an anderen geübt und verübt haben, er expropriiert die Expropriateurs.

In dieser Schilderung des Hergangs, deren Voraussetzungen auf ihre Thatsächlichkeit hin und deren Verall-

gemeinerung unter Berufung auf zahlreiche, aber doch immer nur in gewissen Gebieten beobachtete Erscheinungen auf ihre methodologische Richtigkeit zu prüfen ich der Nationalökonomie überlassen muß, vor deren Richterstuhl die ganze Argumentation einen schweren Stand haben wird[2]), liegt aber zugleich auch die Entscheidung über Recht oder Unrecht der geplanten und geforderten Maßregel mit ausgesprochen. So gut der Staat heute schon im Interesse der Gesamtheit und zum Wohle des Ganzen das Expropriationsrecht hat, so gut hätte er es auch bei jenem letzten umfassenden Schritt. Aber wäre es nicht doch in diesem erweiterten, über das heutige Maß weit hinausreichenden Umfang ein gewaltiger Eingriff in das geheiligte Recht des Privateigentums? Zunächst ist ja auch hier wie bei dem jetzt gültigen Enteignungsverfahren nicht ausgeschlossen, daß die zu expropriierenden Expropriateurs entschädigt würden. Die sozialistische Gesellschaft braucht kein Geld mehr, und daher könnte ihnen bei Wegnahme ihrer Grundstücke, Fabriken, Maschinen, Rohstoffe und Vorräte Geld gegeben werden, soviel sie begehrten. Es würde ihnen damit freilich leicht ebenso ergehen, wie dem König Midas mit seinem Golde: sie könnten in einem Lande, wo man um Geld nichts kaufen und bekommen kann, mit allen ihren Millionen verhungern müssen. Allein da es vorläufig neben den sozialistisch organisierten Staaten und Nationen noch andere nach dem alten individualistischen System verwaltete geben würde, so hätten die Expropriierten zu optieren und könnten mit ihrem Geld auswandern dahin, wo sich solches noch verwerten ließe, wenn sie es nicht doch vorzögen, sich der neuen Gesellschaftsordnung in der Heimat zu fügen und in ihr zu leben. Es bliebe dabei sogar noch eine andere Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß man sie und vielleicht die sämtlichen lebenden Mitglieder ihrer Familien durch Gewährung einer Genußmittelrente auf Lebenszeit als Staatspensionäre ohne Arbeit unterhielte, also in ähnlicher Weise bevorzugte und privilegierte, wie in unseren

Staaten die Standesherren von gewissen Lasten und Leistungen befreit sind; wozu vielleicht dann am ehesten Aussicht vorhanden wäre, wenn diese Kapitalisten die Expropriation möglichst gutwillig über sich ergehen ließen; andernfalls freilich würde es, so fürchte ich, heißen: Doch bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt, und von Entschädigung würde bald keine Rede mehr sein.

Allein abgesehen von diesem sich in Wirklichkeit natürlich bei weitem nicht so glatt und einfach abspielenden Übergangsprozeß, wie steht es mit der gegen diese Maßregel angerufenen Heiligkeit und Unantastbarkeit des Privateigentums? Darüber ist kein Zweifel, daß dasselbe innerhalb unserer heutigen Gesellschaftsordnung zu Recht besteht und in der That einen hohen Grad von Festigkeit und wirklicher Unantastbarkeit hat und haben muß. Aber doch nur *innerhalb* dieser Ordnung: mit ihr steht es, mit ihr könnte es auch fallen. So gut es eine Zeit gab, wo jedenfalls Grund und Boden Kollektiveigentum war, so gut könnte eine solche Zeit auch wieder kommen. Ein *absolutes* Recht ist in der That das Eigentumsrecht nicht. Heute scheint es uns so, wie es im Rückertschen Gedichte heißt:

> So ging es ewig an diesem Ort,
> Und wird so gehen ewig fort;

aber wir wissen:

> Und aber nach fünfhundert Jahren
> Will ich desselbigen Weges fahren!

An der Peripherie wird das zuerst klar. Das Erbrecht ist ein Annex des Privateigentums, vor allem in der Form freier testamentarischer Verfügung: in einer solchen behauptet der Einzelne über sein individuelles Dasein hinaus das Bestimmungsrecht über sein Vermögen, er kann den Übergang desselben etwa an gewisse Bedingungen knüpfen und so in eine ferne Zukunft hinein und abgesehen von jedem Familienzusammenhang die Ursache gewisser Handlungen werden, die

ursprünglich vielleicht vernünftig und richtig gedacht, später sich als unvernünftig und drückend herausstellen können. Und daher der naheliegende Gedanke einer Beschränkung erst dieser freien testamentarischen Verfügung, dann aber auch der auf Blutsverwandtschaft ruhenden Erbfolge. Diese Fragen stehen ja gegenwärtig auf der Tagesordnung, zunächst in der noch ganz im Rahmen unserer heutigen Einrichtungen sich haltenden Form einer mehr und mehr wachsenden Erbschaftssteuer, die, wenn sie gewisse bescheidene Ansätze übersteigt, thatsächlich nichts anderes ist als eine teilweise Einziehung des Privatvermögens beim Tode des Besitzers. Von da wäre es nur ein nächster Schritt, eine andere Form für dasselbe, wenn etwa der Staat für die zu vererbenden Summen ein bestimmtes Maximum festsetzte und das Plus des Vorhandenen für sich in Anspruch nähme. Ob das klug wäre, lasse ich dahingestellt; ob es mit der Entwicklung unserer Rechtsanschauung im Einklang stünde und sich leicht und rasch Eingang in dieselbe zu verschaffen wüßte, ebenso; aber daß es Recht, formales Recht werden könnte, ist zweifellos.

Würde sich hierdurch das Privateigentum gradatim beschränken oder doch in gewissen bestimmten Grenzen gehalten, die Bildung abnorm großer Familienvermögen verhindert werden können, so ist eine zweite gegenwärtig viel ventilierte [3]) Frage die nach dem Fortbestand oder der Abschaffung des Eigentums an Grund und Boden, die Rückverwandlung des Grundbesitzes in Gemeingut. Wie das private Landeigentum vielfach aus Kollektivbesitz der Gemeinde hervorgegangen ist und im Interesse einer vorteilhafteren Bewirtschaftung und rationellen Bodenverbesserung aufrecht erhalten wurde, so könnte in der Zeit der Maschinen und ihrer Anwendung auch auf landwirtschaftliche Betriebe zum Behuf einer noch weit intensiveren Ausnützung der Boden wieder in Gemeingut zurückverwandelt oder geradezu verstaatlicht werden, sei es daß dann, in andrer Verteilung natürlich, die bisherigen Besitzer zu

Staatspächtern gemacht oder daß aller Boden in genossenschaftlicher Bearbeitung von Staatswegen und durch Arbeiter und Angestellte des Staats bebaut werden sollte.

Und endlich könnte man wenigstens daran denken, allen überbauten und in absehbarer Zeit zu überbauenden Boden in Stadt und Dorf zu Gemeindeeigentum zu machen und so der kapitalistischen Bauplatzspekulation mit Einem Schlag ein Ende zu bereiten, um dadurch die brennende Frage der Beschaffung guter und billiger Wohnungen für die Armen auf einem andern, im wesentlichen sozialistischen Boden ihrer Lösung entgegenzuführen. Allerdings würden hier die Schwierigkeiten der Enteignung und der Festsetzung der zu bezahlenden Entschädigung vermutlich noch überboten von der Größe der damit an die Kommunen herantretenden Aufgabe, die in ihren Besitz übergegangenen Baustellen richtig und gerecht, rationell und human zugleich zu verwerten: das in London herrschende Lease-System[4]) könnte wenigstens zeigen, wie es nicht gemacht werden dürfte.

Scheinen aber diese Betrachtungen über die Relativität des Eigentumsrechts allzu utilitaristisch nur den „Zweck im Recht" zu berücksichtigen, so ist ein weit darüber hinausgreifender ethischer Gedanke der, daß das Privateigentum seinem Besitzer nicht nur Rechte verleihe, sondern ihm auch gewisse Pflichten auferlege im Dienste der Gesamtheit und des Gemeindewohls, durch deren Nichterfüllung dasselbe vor dem Richterstuhl der Moral verwirkt werde. Der Ursprung des Privateigentums ist gewiß vielfach begleitet gewesen von roher Gewalt und arger List; aber es ist heute nicht nur durch den Staat legalisiert, sondern auch in der sittlichen Anschauung der Nachgebornen längst schon sanktioniert worden dadurch, daß es zu einem Gegenstand und Produkt menschlicher Arbeit wurde: menschliche Kraft ist dafür eingesetzt, der Stempel des Menschlichen ist ihm aufgedrückt, es ist geradezu ein Stück des Menschen selbst geworden und hat so weithin segensreich

gewirkt im Dienste der menschlichen Kultur. Eben darum ist aber auch seine Forterxistenz nur gewährleistet, wenn es in Verbindung bleibt mit sittlicher Kraft und Leistung und wenn es soziale Funktionen übernimmt als ein Mittel, die Kultur zu fördern, nicht aber sie zu hemmen; denn nur das Sittliche und sittlich Gewohnte verbürgt die Dauer einer rechtlichen Institution. Wird man in weiten Kreisen an Berechtigung und Nutzen irre, so wird mit dem Glauben an den Kern auch die Form zerstört, mit dem Herzog fällt auch der Mantel.

Das Gesagte sollte zeigen, daß eine rechtliche — früher hätte man gesagt: eine naturrechtliche Nötigung, am Privateigentum in dem bisherigen Umfang in alle Ewigkeit festzuhalten, nicht besteht. Völlig unberührt davon bleibt aber natürlich die andere Frage, ob es im Interesse der Wohlfahrt aller und des Ganzen, ob es im Interesse unsrer Sitte und Sittlichkeit wäre, das Privateigentum in erheblichem Maße zu beschränken oder gar völlig abzuschaffen. Daß damit ein Stück Glück, und daß vor allem eine der mächtigsten Triebfedern menschlichen Handelns und ein Hauptfaktor alles Kulturfortschritts verloren ginge, liegt auf der Hand und wird von den Gegnern dieser Einrichtung über ihren freilich auch vorhandenen Nachteilen und übeln Folgen viel zu wenig gewürdigt. Allein da doch alles darauf ankommt, was an seine Stelle gesetzt werden und seine Funktionen übernehmen soll, so erörtern wir diese Frage besser gleich im Zusammenhang mit der andern positiven Seite des sozialistischen Programms: was würde denn die geforderte Verwandlung des Privateigentums in gesellschaftliches Eigentum der Produktionsmittel leisten und bringen?

Das im Einzelnen auszuführen ist eben Sache der sogenannten Utopien, der Gesellschaftsideale der Sozialisten. Nun hat es allerdings kürzlich auf dem Parteitag in Halle Liebknecht für kindisch erklärt, solche Ideale aufzustellen: „zu erfragen, wie es in einem sozialdemokratischen Zukunftsstaat

aussehe, kann nur ein Narr verlangen" —; auch das ein Zeichen von der praktischeren Haltung der Sozialdemokratie für die Zukunft, ein Zeichen, daß sie nicht mehr von heute auf morgen alles und das Ganze erreichen zu können glaubt und damit den Weg der Reformen von Fall zu Fall wenigstens nicht grundsätzlich mehr verschmäht und abweist. Allein so lange daneben doch noch an jenem umfassenden letzten Verlangen festgehalten wird, so lange wird man immer wieder in die Partei dringen dürfen und müssen: sagt uns, wie ihr euch die so umgestaltete Gesellschaft vorstellt und was ihr von einer solchen radikalen Umgestaltung erwartet? und Freund und Feind lockt es immer wieder, Zukunftsbilder zu entwerfen und sich auf das weite Meer der Möglichkeiten hinauszuwagen. Meist freilich sind es Gegner, so jüngst noch nicht ungeschickt Eugen Richter in seiner „Freisinnigen Zeitung" [5]). Dann weiterhin Schäffle in jener Periode seiner an Wandlungen reichen Schriftstellerlaufbahn, wo er dem Sozialismus sympathisch gegenüberstand, ja geradezu „unter die Sozialisten gegangen war": erst in der „Quintessenz des Sozialismus" (1875), dann im dritten Band seines Werkes: „Bau und Leben des sozialen Körpers" (1878) war er bemüht, aus allerlei Umhüllungen und unter Weglassung der schlimmsten Übertreibungen den möglichen Kern herauszuschälen und das Maß der Durchführbarkeit einer sozialistischen Kollektivorganisation nachzuweisen. Von sozialistischer Seite selbst aber hat zuletzt Bebel, hierin offenbar weniger zurückhaltend und kühl als sein Freund Liebknecht, in seinem Buch „Die Frau und der Sozialismus" (9. und 10. Auf. 1891) uns einen Blick in die sozialistische Zukunft thun lassen, wobei er sich allerdings bewußt zu sein erklärt, daß „kein Mensch heute zu übersehen vermöge, wie künftige Generationen ihre Einrichtungen treffen, ihre Bedürfnisse am vollkommensten befriedigen werden"; und so „kann es sich selbstverständlich nicht um die Feststellung unumstößlicher Grenzlinien und unabänderlicher Maßregeln handeln",

sondern höchstens darum, wie nach der Expropriation aller Arbeitsmittel „die Dinge auf den verschiedenen Hauptgebieten der menschlichen Thätigkeit wahrscheinlich sich gestalten werden“. Endlich ist — neben Theodor Hertzkas Schilderung einer in Afrika zu gründenden freiheitlich-sozialistischen Kolonie „Freiland“ u. a. m. — hier noch Edward Bellamy mit seinem vielgenannten und wohlbekannten „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887“ zu nennen, der von Bebel als „wohlwollender Bourgeois“ um seiner „Halbheit“ willen doch unverdient schlecht behandelt wird. Ja für uns ist gerade dieses Bellamy'sche Zukunftsbild der interessanteste Versuch, da in ihm auch die sittliche Seite dieser neuen Welt eingehend berücksichtigt wird. Um so mehr ist — natürlich nicht die luftige, halb dichterische Form im allgemeinen, welche einem solchen Zukunftsroman ganz wohl ansteht, sondern das ist zu bedauern, daß Bellamy durch die phantastische Einführung dem Ganzen von vornherein den Stempel des Unwahrscheinlichen aufgedrückt und daß er durch die eingefügte fleisch- und blutlose Liebesgeschichte den Ernst der Sache teilweise beeinträchtigt und das Interesse an den Figuren nicht erhöht, sondern vielmehr abgeschwächt hat.

Also Stoff genug, und unsere Aufgabe vielmehr die: ohne allzuviel Zukunftsmusik nackt und glatt herauszuschälen, was bei dieser sozialistischen Gesellschaftsordnung für das sittliche Leben der Menschen herauskommen soll. Dagegen müssen wir es der Nationalökonomie überlassen, diese Utopien auf ihren wirtschaftlichen Wert oder Unwert, auf Möglichkeit oder Unmöglichkeit hin zu prüfen. Eines freilich ist nie zu vergessen, daß man sich stets im luftigen Reiche der Phantasie und der bloßen Möglichkeiten bewegt und daß daher die leichteste Verschiebung genügt, um uns diese Gebilde jetzt im Lichte idealer Verklärung und gleich darauf in lächerlicher Verzerrung erscheinen zu lassen. Der Anhänger wird alles verheißungsvoll und vielversprechend, alles möglich

und ausführbar finden, der Gegner überall nur Berge von Schwierigkeiten und verhängnisvollen Konsequenzen erblicken. Entscheiden, wer richtiger sieht, läßt sich hier, wo uns die Erfahrung fehlt, natürlich nicht. Und selbst Versuche im kleinen, wie sie ja in der einen und anderen Form immer wieder gemacht worden sind und werden, beweisen wenig oder nichts; denn ob sie gelingen oder mißlingen, immer bleibt dem, gegen den sie zeugen, die Ausrede: Ja, aber im Großen und allgemein durchgeführt würde sich die Sache ganz anders gestalten; im Kleinen hängt alles von der an der Spitze stehenden Persönlichkeit ab, nur im Großen wirkt die Einrichtung als solche und unabhängig von den glücklich oder unglücklich dafür organisierten Menschen. Und so ergeht es uns mit diesen Utopien ungefähr so wie Gretchen mit Faust's Christentum:

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum.

Doch nun zur Sache selbst.

Wozu produziert auf dem Boden der individualistischen Gesellschaftsordnung der Einzelne? Um sich zu erhalten und sich zu bereichern —, sich und fügen wir gleich hinzu: seine Familie. Wie die übrigen bei diesem seinem aufs Erwerben gerichteten Thun fahren, das ist ihm im wesentlichen gleichgültig. Da aber thatsächlich nur der reüssiert und profitiert, der mit seinem Angebot der Nachfrage entgegenkommt, mit seinen Produkten Absatz findet und die Bedürfnisse möglichst vieler befriedigt, so gehen doch bis zu einem gewissen Grade die Interessen von Produzenten und Konsumenten Hand in Hand. Diese richtige Beobachtung liegt dem manchesterlichen laisser aller, laisser faire zu Grunde, sie wird von ihm verallgemeinert und zum allgemeingiltigen Gesetz der freien Konkurrenz erhoben. Alles reguliert sich nach dieser individualistischen Anschauung von selbst: sorge nur jeder möglichst intensiv für sich, so ist damit auch für die Gesamtheit am besten gesorgt.

Allein die ganze Argumentation beruht doch auf einer Abstraktion und vorschnellen Verallgemeinerung richtiger Beobachtungen. Jener Optimismus wird durch die fast mit der Regelmäßigkeit von Ebbe und Flut wiederkehrenden Krisen widerlegt. Diese Geschäfts- und Handelskrisen sind, wenn wir von den dabei mitwirkenden Börsenspekulationen absehen, eine Folge der Überproduktion, des Mißverhältnisses von Produktion und Konsumtion, der Unverantwortlichkeit der Unternehmer für ihr darauf los Produzieren im eigenen Interesse, mit einem Wort also die Folge der völligen Planlosigkeit und Zufälligkeit unseres gegenwärtigen Produzierens.

Während wir aber hierbei vielfach nur an die Großen denken, die das Opfer solcher Krisen werden und recht sichtbarlich von ihrer stolzen Höhe in das Dunkel einer kümmerlichen Existenz hinabstürzen, wohl auch in den meisten Fällen nicht ganz frei sind von Übermut und Schuld und so bald eine gewisse Schadenfreude, bald etwas wie tragisches Mitleid mit ihrem Sturze wachrufen, vergessen wir über ihnen nur zu leicht die vielen tausend kleinen und armen Leute, die durch diese selbe Katastrophe völlig ohne Schuld von heute auf morgen arbeits- und brotlos auf das Pflaster geworfen werden. Diese entlassenen und nun zeitweise unbeschäftigten Arbeiter bilden mit ihren Familien die große Reservearmee der Industrie. Denn wenn die Krise überwunden ist und die Geschäfte wieder zu blühen anfangen, so werden ihr die Arbeitskräfte zur Ergänzung der reduzierten und zur Einstellung in die neu in Gang gesetzten Betriebe entnommen. Und zugleich setzt hier das eherne Lohngesetz ein, soviel an demselben Thatsächliches und Gültiges ist: daß nämlich eben durch diese immer zur Verfügung stehenden Scharen von unbeschäftigten Arbeitern der durchschnittliche Arbeitslohn nie dauernd über eine gewisse untere Minimalgröße erhöht zu werden braucht und sich — zwar nicht notwendig auf der Grenze, denn darin bestand die Übertreibung, aber doch vielfach in der Nähe der Grenze des sogenannten Hungerlohnes

hält. Arbeit ist Ware geworden, und jene Reservearmee sorgt dafür, daß sie es immer bleibt und daß die Ware nie zu teuer wird.

Das alles soll nun im Sozialistenstaat anders und von Grund aus besser werden. Indem die Produktion planmäßig geleitet und einheitlich organisiert, indem somit richtig produziert und jede Überproduktion vermieden wird, fällt die auf ein solches Zuviel von Produkten verwendete und verschwendete Arbeit in Zukunft weg, es wird Kraft gespart. Und da alle zu arbeiten haben, auch für die industrielle Armee die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wird und niemand von der Arbeit dispensiert und frei ist, so wird eine ganze Schar nichtsthuender Vagabunden und nichtsthuender Rentner, wie wir sie heutzutage haben und wie sie unter uns von anderer Leute Arbeit leben, und dazu das ganze große Heer der unnötig werdenden Zwischenhändler wegfallen und in die Reihen der produktiven Arbeiter eingestellt werden, so daß also zu den bisherigen ein gewaltiges Plus von Arbeitskräften hinzukäme und das Resultat im ganzen erheblich weniger Arbeit und Arbeitszeit für den Einzelnen wäre. Und umgekehrt, das Plus des Arbeitsertrags, das jetzt in irgend einer Form als Unternehmergewinn den Kapitalisten zufällt und diese bereichert, verschwindet in dieser immer nur wenigen zu gute kommenden Gestalt vollständig. Aller Ertrag und der volle Ertrag jeder Arbeit gehört der Gesamtheit, und somit bekommt, natürlich nach Abzug dessen, was zur „gemeinnützigen Verwendung" bestimmt ist, jeder Einzelne — hier scheiden sich nun aber die Zukunftsgedanken und Hoffnungen der verschiedenen Utopisten. Nach den Einen erhält jeder dasselbe, welche Art von Arbeit er auch leistet; und der Anspruch aller auf dasselbe „ruht auf der Thatsache, daß jeder Einzelne ein Mensch ist,"[6]) wobei immerhin die Voraussetzung die ist, daß jeder sein Bestes leistet. Oder aber weniger konsequent: die Ungleichheit bleibt, der eine thut mehr, der andere weniger, und so erhält er denn

auch nach dem Maß seiner Leistungen mehr oder weniger, aber unter allen Umständen jeder genug, vollauf genug zum Leben. Also erheblich weniger Arbeit und daneben dennoch erheblich mehr Lohn, das wäre das Resultat.

Doch das Wort „Lohn" will überhaupt nicht mehr passen. Denn zunächst wird, was einer verdient, nicht in Geld ausbezahlt; dieses hat in der neuen Gesellschaftsordnung überhaupt keine Gültigkeit mehr; es werden ja keine Waren mehr produziert, die sich kaufen und verkaufen ließen, sondern lediglich Bedürfnis- und Gebrauchsgegenstände, und der einzige Wertmesser für alles ist die Arbeitszeit. Den großen Staatsmagazinen und Bazaren entnimmt jeder, was er braucht und haben will, direkt, ohne Zwischenhandel, und zahlt dafür mit Arbeitsstunden, die ihm gutgeschrieben und in der Form von Arbeitszertifikaten ausgehändigt worden sind. Mittel, um diese Checks nicht selbst wieder zu einem Handelsartikel und Papiergeld werden zu lassen, müssen gefunden werden. Ganz so einfach ist das freilich nicht; und wenn die Menschen nicht verhindert werden können, „das Nichtverbrauchte zu verschenken" oder „freiwillig für einen andern zu arbeiten, damit dieser dem Dolce far niente obliegen kann",[7]) so ist in der That die Möglichkeit vorhanden, daß Werte angehäuft und zum Loskauf von der Arbeitspflicht verwendet werden; und damit würde sich allerdings, wie Richter sagt, „der Teufel der jetzigen Weltordnung" auch in die sozialistische Gesellschaft wieder eingeschlichen haben.

Endlich noch, und das ist für uns geradezu die Hauptsache, die veränderte Stellung der Arbeiter: sie alle werden Beamte der Gesellschaft; dem Staatsbetrieb, der über alle Produktionszweige ausgedehnt wird, entspricht der Staatsangestellte, an die Stelle des Lohns tritt das Einkommen, und diese Besoldung wird statt in Geld in Produkten ausbezahlt, die sich der Beamte für seine Arbeit nach Bedürfnis und Wahl geben lassen kann.

Damit ist ein häufig gehörter Einwand gegen diese Utopie von vornherein entkräftet: die Freiheit des Genießens, die individuelle Gestaltung des Privatlebens ist gewahrt, das Privateigentum an Gegenständen des täglichen Lebens nicht ausgeschlossen, sogar die Möglichkeit einer Vererbung der so erworbenen mobilen Habe und Gebrauchsgegenstände übrig gelassen.

Schwieriger zu beantworten ist dagegen die Frage nach der freien Wahl des Berufs und der Art der Arbeit. Und doppelt schwierig wird dieses Problem der Berücksichtigung der Individualität bei Anweisung und Verteilung der Arbeit dadurch, daß die Sozialisten — was ja bei der Entstehung ihrer Ideen natürlich genug ist — unter Arbeit in erster Linie bloß Handarbeit verstehen und geistige Arbeit gar zu leicht nur im Lichte der Erholung und des Genießens betrachten. Und so kann sich selbst Bebel, der das doch besser wissen müßte, den Satz leisten: „Die künftige Gesellschaft wird Gelehrte und Künstler jeder Art und in ungezählter Menge besitzen, die einen mäßigen Teil des Tages physisch arbeiten und in der übrigen Zeit nach Geschmack ihren Studien und Künsten obliegen.“[8]) Während sich aber Bebel dieser ganzen Frage gegenüber schließlich nur auf das Abwechslungsbedürfnis der Menschen beruft und recht oberflächlich fabuliert, wie „die gewaltige Steigerung der Produktivkräfte, verbunden mit immer größerer Vereinfachung des Arbeitsprozesses auch die Erlernung der verschiedenen Handgriffe und Fertigkeiten erleichtern und so die Berufsphysiognomien, die unsere Gesellschaft heute aufweist, mehr und mehr verschwinden“ lassen werde, hat Bellamy sich der Frage ernsthafter angenommen. Er denkt an eine dreijährige Probezeit bis zur Entscheidung für einen bestimmten Beruf, den sich jeder seinen natürlichen Anlagen und Neigungen entsprechend selber wählt; die Aufgabe der Verwaltung aber ist es, durch verschiedene Festsetzung der Arbeitszeit für die einzelnen Gewerbe die Anziehungskraft derselben

beständig im richtigen Gleichgewicht zu halten und so die Nachteile der „blinden Produktion" thunlichst zu vermeiden. Zugleich giebt seine dreijährige Dienstzeit der Rekruten die Möglichkeit, eine Reihe von untergeordneten Dienstleistungen durch diese Mädchen für alles besorgen zu lassen; und wo eine Verrichtung besonders anstrengend oder gar gefährlich ist, da rechnet er ohnedies erst recht auf die Freiwilligkeit der jüngeren Leute.

Immerhin bleiben die Bedenken gegen die Möglichkeit einer wirklich freien Berufswahl im sozialdemokratischen Zukunftsstaat ungelöst, und damit bleiben zunächst äußerliche Schwierigkeiten bestehen, die aber doch bald genug ins tiefste Innere dieser Zukunftsmenschen dringen müßten. Freilich sehen sich dieselben von oben her weit größer an, als sie der die Menschenwelt von unten aus betrachtenden Majorität von heute erscheinen werden. Denn wie groß ist thatsächlich die freie Bewegung in der Wahl des Berufes für unsere Fabrikarbeiter oder Taglöhner, für unsere Dienstboten oder Näherinnen? Es ist zwar nicht „ohne Uebertreibung", aber in der Sache doch richtig, wenn Bebel meint, „die meisten Menschen haben einen Beruf, der ihren Fähigkeiten nicht entspreche, weil nicht freier Wille, sondern Zwang der Verhältnisse ihnen die Bahn angewiesen". Und so wäre wirklich der Gewinn an Freiheit für diese Vielen zum mindesten ebenso groß als für die Wenigen, für die zehntausend Oberen der Verlust.

Weit schwieriger aber noch als die Frage, wie weit in der Welt des Sozialismus der Individualität die Möglichkeit und das Recht sich durchzusetzen und zu behaupten, sich zu entwickeln und auszuleben gewahrt bleiben würde, ist die andere: wenn das eigene Interesse bei der Arbeit nicht mehr ins Spiel kommt, fällt damit nicht jede Triebfeder zur Arbeit selbst weg?

Zunächst: ganz aufheben will ja auch der Sozialismus den Egoismus nicht; auch hier muß der Mensch arbeiten, um zu leben; Faulheit ist geradezu ein Verbrechen, das Haupt-

verbrechen im sozialistischen Staat; „ein Mensch, der fähig ist Dienst zu thun, sich dessen aber hartnäckig weigert, wird zu Isolierhaft bei Wasser und Brot verurteilt, bis er sich willig zeigt,“ meint wenigstens Bellamy. Auf der andern Seite aber soll allerdings der im Privatbesitz und Privatgewinn liegende egoistische Anreiz wegfallen, wir sollen sorglos in den Tag hineinleben können und nicht ängstlich für den nächsten Tag sorgen müssen. Und darum, wenn bisher gerade in dieser egoistischen Sorge für sich und, setzen wir wieder hinzu: für die Seinigen, im Trieb reich zu werden ein Haupthebel alles materiellen Fortschritts bestanden hat, wird dann nicht mit dem Wegfallen jener Sorge auch dieser Fortschritt künftighin lahm gelegt werden, Stillstand und Rückschritt eintreten und unredliche Trägheit um sich greifen? Nein, antwortet darauf der Sozialist; denn zweierlei tritt an die Stelle jenes im Privateigentum wurzelnden Reizmittels, — die Ehre und die Pflicht.

Alle Arbeiter sind Beamte, sind Soldaten. Auch bei unseren Beamten und Soldaten ist es nicht — sollte wenigstens nicht sein — die Aussicht auf Gewinn und materiellen Vorteil, die sie das Ihrige thun heißt, sondern die egoistisch-ideale Rücksicht auf die Ehre und das rein soziale Pflichtgefühl. Und so hat auch in der großen Armee der Gesellschaftsindustrie im Zukunftsstaat jeder die Möglichkeit und Aussicht voranzukommen: ein weitverästeltes Klassifizierungssystem, eine Hierarchie von Graden und Rangunterschieden, von Stellen und Ämtern zur Aufsicht, Verwaltung und Leitung der Arbeit und Produktion ist nicht zu entbehren, und außerdem mögen öffentliche Belobungen und ehrende Erwähnungen, Medaillen und Abzeichen, ganz wie das niedliche Spielzeug unserer Orden, den Ehrgeiz befriedigen und die Einzelnen anspornen, es den anderen zuvorzuthun. Allein wenn dieses Motiv auch bisher schon neben dem materiellen Gewinn nicht gefehlt hat, so hieße das schließlich doch nur: wir sollen in Zukunft auf einem Beine gehen, während wir bisher auf zweien gegangen sind; auf

einem Beine aber geht man nicht, sondern man hüpft und man humpelt bloß. Doch dazu kommt ja nun noch das soziale Pflichtgefühl. Denn wir sollen nicht glauben, daß „darum, weil unter dem neuen System dem Sporn des Wetteifers freies Spiel gelassen ist, derselbe das Motiv sei, das bei edleren Naturen zu erwarten oder ihrer würdig wäre; diese finden ihre Motive in sich, nicht außer sich, und bemessen ihre Pflicht nach ihrer eigenen Begabung, nicht nach der anderer."

Das Pflichtgefühl — gewiß; nur freilich ob es etwas so Selbstverständliches ist und jemals so gemein werden wird wie Brombeeren? Zu einer sozialistischen Gesellschaftslehre gehört auch eine soziale Ethik, gehört die Erkenntnis und Einsicht, daß die Pflicht nicht als etwas Angeborenes gewissen aristokratisch „edeln Naturen" vom Himmel geschenkt wird, sondern daß sie und das Gefühl für sie ein Produkt der Gesellschaft ist, das im Einzelnen immer neu erworben werden muß und sich mühsam, langsam emporrankt aus und zwischen ganz gemeinen egoistischen Motiven, der Furcht vor Strafe und der Freude an äußerer Ehre und fremdem Lob. Und ehe es sich hinauswagt in das Weite und sich einstellt in den Dienst für das Ganze, muß erst im engen Kreise, im Schoße der Familie und im Umgang mit den Altersgenossen, in Beruf und Arbeit dazu der Grund gelegt, es muß Respekt und Achtung vor Eltern und Lehrern, vor Gesetz und Sitte geweckt und es muß das idealere Ehrgefühl zu Hilfe gerufen werden, um das Pflichtgefühl in dieser Verhüllung heranwachsen und erstarken zu lassen, bis es kräftig und selbständig genug ist, um die Hüllen und die Krücken beiseite zu werfen und selbstlos zu dienen und ohne Ehrgeiz zu regieren.

Und hier enthüllt sich uns nun doch der Zirkel jenes utopistisch-revolutionären Sozialismus. Macht die Welt anders, so werden auch die einzelnen Menschen anders sein! Aber jene kann nicht anders werden, wenn nicht diese zuvor anders, mit den idealen Faktoren der Ehre und der Pflicht erfüllt worden sind.

Je schlechter somit der Sozialismus die Welt von heute findet und schildert, desto unmöglicher macht er sich selbst. Eine neue Zeit wächst aus der alten heraus; liegen also nicht in dieser alten selbst schon die Kräfte, Ansätze und Keime zur Hervorbringung des Neuen, so ist es um dieses Neue zum voraus geschehen. Aus nichts wird nichts —, das ist auch ein Gesetz des geistigen Lebens. Darum ist Sudermanns „Ehre" ein so bedeutsames Stück, weil es uns zeigt, wie es im Hinterhaus ebenso an Ehrgefühl mangelt wie im Vorderhaus; seine Schwäche aber liegt darin, daß es uns nicht begreiflich macht und sehen läßt, wie auf diesem Sumpfboden mangelnder und irriger Ehrbegriffe der Baum der Pflicht kraftvoll heranzuwachsen vermag. Pflicht statt Geldgier, Pflicht statt Ehre, gewiß, zumal wenn diese so hohl und wurmstichig ist wie bei den Reservelieutenants im Vorderhaus und bei der Arbeiterfamilie im Hinterhaus! Aber daß man sich diese Pflicht in Indien holen soll und daß sie plötzlich da ist wie das Mädchen aus der Fremde — man wußte nicht, woher sie kam —, das ist der utopistische Zug im Bilde, und darin gleicht das Schauspiel des Realisten dem Roman des Sozialisten.

Innerhalb des Alten und auf dem eigenen Boden dieses Alten gilt es, die neuen Kräfte wachsen und erstarken zu lassen, welche imstande sind, eine neue Welt zu bauen. Und darum ist es viel wichtiger, auch viel interessanter als alle jene utopistischen Ausblicke in eine ferne Zukunft, von der wir nichts wissen können, den sozialen Geist in unserer Welt aufzusuchen und zu fragen, was von ihm schon da ist. Und an dieses Vorhandene heißt es dann anknüpfen, diesen Geist auf unserem Boden pflanzen und pflegen und Veranstaltungen treffen, um ihm zum Durchbruch zu verhelfen und ihn in die richtige Bahn zu lenken. Was ist und was werden kann, das zu wissen ist wertvoller, als nicht zu wissen und doch zu fabulieren, was im Jahre 2000 sein wird.

Zugleich zeigt sich hierbei eine doppelte Schwäche aller dieser „mit breitem Pinsel gemalten Freskobilder der sozialen Zukunft“: es fehlt ihnen der Sinn für Geschichte und es fehlt ihnen das Verständnis des menschlichen Herzens und seiner Gesetze. Der Sinn für Geschichte —, ich meine damit nicht den Respekt vor dem geschichtlich Gewordenen, obgleich es auch darum eine schöne Sache ist und dieses Gefühl der Achtung vor dem, was seit Urväter Zeiten her so gewesen ist, sich in dem Augenblick erst als eine Macht enthüllen wird, wo mit dem Anderswerden Ernst gemacht werden sollte. Sondern ich meine ganz einfach das Verständnis dafür, daß die Geschichte ein Faden ist, der nie abreißt: auch eine Revolution siegt nur dann, wenn sie vorbereitet ist und das Alte zuvor schon innerlich überwunden hat; und nachdem sie gesiegt hat, ist die Welt nicht mit einem Schlag neu, das Alte ist noch immer da und wirkt fort; die Formen können plötzlich neu werden, die Sitten niemals; die Gesetze und Einrichtungen können auf den Kopf gestellt werden, die Menschen bleiben die alten. Und dieser Zusammenhang des Alten mit dem Neuen ist nicht nur dem unhistorischen Sinn verschlossen, sondern ihn versteht auch derjenige nicht, der den Menschen nicht kennt. Sehr deutlich zeigt sich das bei Bellamy: erst schildert er uns den Prozeß, „der nur seine logische Entwicklung zu vollenden braucht, um der Menschheit eine goldene Zukunft zu eröffnen“; dann behauptet er, um zu erklären, daß im Jahre 2000 alles anders und neu ist: „die menschlichen Lebensbedingungen haben sich geändert und mit ihnen die Motive des menschlichen Handelns.“ Also erst der logische Prozeß, dann die Lebensbedingungen und zum Schluß die Motive —, hier ist alles auf den Kopf gestellt und umgekehrt. Vielmehr, ändert erst die Motive, sonst bleibt's auch in den äußeren Verhältnissen beim Alten und bleibt selbst unter neuen Formen beim Alten. Die Erkenntnis aber, daß in der Umwandlung wenn auch nicht gerade logische, so doch vernünftige Gesetze gewaltet

haben, die überlasset dem Geschichtsphilosophen der Zukunft, welcher dereinst auf die abgeschlossene Entwicklung aus der Vogelperspektive herabschauen kann. Wenn ihr aber mit der Logik anfangt und mit den Motiven aufhört, dann fürchte ich wird überhaupt nichts neu werden.

Und doch soll nicht alles bleiben, wie es ist; denn der sozialе Geist hat recht und ihm gehört die Zukunft. Aber mit dem Traum, daß dieser Geist eines Morgens, wenn wir aufwachen, da sein werde, ist es nichts. Sitte und Sittlichkeit sind langsam wachsende und werdende Mächte. Und darum Schritt für Schritt! im Gegebenen, am Gegebenen umbauen, weiterbauen, auf dem alten Boden in den neuen Geist hineinwachsen, geduldig arbeiten und sich und andere erziehen, sittlich erziehen für den neuen Geist und in dem neuen Geist und uns so fähig machen zur Erfüllung unserer sozialen Aufgaben —: das ist zwar nicht so vielversprechend und so morgenschön, wie der goldene Traum vom Leben der Menschen in Utopia; aber es ist praktischer als träumen!

Anmerkungen zum zweiten Kapitel.

[1]) (S. 32.) Darüber s. Näheres in meiner Rede über „Thomas Morus und seine Schrift von der Insel Utopia" zum 27. Januar 1889 (Straßburg, Heitz und Mündel); über die Staatsromane überhaupt R. von Mohl, die Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften, Bd. 1, S. 165—214; und über den prophetischen Blick der platonischen Republik E. Zeller, die Philosophie der Griechen II, 1, 4. Aufl. S. 921 ff. und in seinen Vorträgen und Abhandlungen I „Der platonische Staat in seiner Bedeutung für die Folgezeit".

[2]) (S. 36.) Sehr gut ist, was hiegegen E. Richter, Irrlehren der Sozialdemokratie S. 10—14 und 22—24, sagt.

[3]) (S. 38.) Der Hauptvertreter dieser sozialistischen Bodenreform ist der Amerikaner Henry George in seinem Buch „Fortschritt und Armut". Eine Untersuchung über die Ursachen der industriellen Krisen und der Zunahme der Armut bei zunehmendem Reichtum. Deutsch 2. Aufl. 1884. In Deutschland werden seine Ideen vor allem vertreten von Mich. Flürscheim, z. B. in dem Buch „Auf friedlichem Wege". Ein Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage 1884; in Oesterreich von Theodor Hertzka, die Gesetze der sozialen Entwicklung 1886. Ueber George und Hertzka vgl. auch G. Schmoller, zur Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften, S. 247 ff. und S. 269 ff.

[4]) (S. 39.) Ueber die Lease in London s. den Aufsatz von H. Albrecht, Wohnungen für die Armen (Deutsche Rundschau, Novemberheft 1890, S. 270 ff.).

[5]) (S. 41.) Eugen Richter, die Irrlehren der Sozialdemokratie; nun im Separatabdruck als Broschüre erschienen, Berlin 1890. Die übrigen im Text genannten Werke sind dort schon genau bezeichnet. Wie Schäffle jetzt über die Frage denkt, zeigt seine Schrift „Die Bekämpfung der Sozialdemokratie ohne Ausnahmegesetz" 1890.

[6]) (S. 45.) Bei Bellamy, dessen Rückblick S. 74 (in der Reclamschen Sammlung) die im Text citierte Stelle entnommen ist, ist die Sache klar: alle bekommen dasselbe. Weniger deutlich hat sich darüber Bebel, Die Frau, erklärt. Einerseits setzt nach ihm die Gesellschaft die tägliche Arbeitszeit fest (S. 283), und „da alle unter gleichen Lebensbedingungen in der Gesellschaft thätig sind und jeder dort thätig ist, wohin Neigung und Geschicklichkeit ihn weisen, so werden auch die Unterschiede in der Leistung sehr geringe sein" (S. 285), um so mehr als Kopfarbeit, die den Freistunden überlassen bleibt (S. 281), offenbar nicht bezahlt wird. Andererseits aber, wenn einer „findet, daß seine Bedürfnisse geringer sind, als was er für seine Leistungen erhält, so arbeitet er entsprechend kürzere Zeit" (S. 284); damit würde zwar nicht der Unterschied zwischen Intelligenten und Dummen, aber doch der zwischen Faulen und Fleißigen (S. 285) aufs neue statuiert. So ist dann freilich das Belieben des Einzelnen in Arbeit und Genuß gewahrt, aber das Behagen der Gesellschaft, das Bestehen und der Fortschritt der Kultur aufs äußerste gefährdet.

[7]) (S. 46.) Bebel a. a. O. S. 284. Das in der vorigen Anmerkung Gesagte gilt auch von dieser Stelle: Bebel zeigt sich hier überall schwankend und vielfach inkonsequent, und so ist es denn auch kein Wunder, daß er in diesem Zusammenhang, von Richter (a. a. O. S. 38 ff.) in die Enge getrieben, statt zu widerlegen — schimpft.

[8]) (S. 47.) Bebel a. a. O. S. 281; die gleich darauf im Text citierte Stelle ebendas. S. 279.

Drittes Kapitel.

„Zum sozialen Frieden.“

In seinem kürzlich erschienenen interessanten Werk „Zum sozialen Frieden“ hat von Schulze-Gävernitz [1]) am Beispiel von England gezeigt, was zur Beseitigung der Gefahr eines gewaltsamen Umsturzes, zur friedlichen Überleitung aus der individualistischen in eine sozialistische Welt- und Gesellschaftsordnung auf dem Boden des Bestehenden und in Anknüpfung an das Gegebene dort geschehen ist und hat geschehen können. Sind dabei vielleicht auch die schon an und für sich etwas sanguinischen Gedanken Brentanos mit einem der Jugend so wohl anstehenden Optimismus ausgeführt und durch Thatsachen im Einzelnen belegt, so ist doch das, was er uns erzählt, lehrreich und in vielfacher Beziehung vorbildlich genug, um auch bei uns aller Beachtung wert gefunden zu werden. Und so können wir, ohne uns an ihn zu binden, ihn auf diesem Wege zum Frieden doch als Führer wählen.

Wir haben gesehen, fest steht: heute würde die im Bruch mit allem Bestehenden aufgebaute neue Welt- und Gesellschaftsordnung ein völlig unvorbereitetes und dafür noch durchaus unerzogenes Geschlecht vorfinden und damit notwendig und von Anfang an den Keim des Todes in sich tragen. Darin erkannten wir den Grund der Schwäche aller jener sozialistischen Utopien, den Grundmangel des von der Sozialdemokratie einseitig empfohlenen und bevorzugten Weges von außen nach innen.

Die soziale Not aus der Welt zu schaffen und die Massen zu organisieren, das ist die Aufgabe. Wie weit das möglich ist und gelingen wird, das weiß ich nicht und niemand weiß es; aber wenn es gelingen sollte und so weit es gelingen könnte, so würde es, davon bin ich fest überzeugt, immer nur soweit gelingen, als die Menschen jedesmal zugleich auch sozial gesinnt und sozial erzogen wären. Und daher ist in der That die brennende Frage die: was kann auf dem Boden unsrer heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung für diese moralische Aufgabe geschehen? und was ist hierfür bereits gethan und geleistet worden?

Daß an eine solche Umgestaltung unsrer Gesellschaft von innen heraus Hand angelegt werde, daran war nicht zu denken, so lange auf der einen Seite — oben — die individualistische Weltanschauung mit ihrer selbstzufriedenen Resignation einseitig und ausschließlich herrschte und dem Egoismus freieste Bahn ließ, und auf der andern Seite — unten — der Glaube an das eherne Lohngesetz bei der gegenwärtigen Einrichtung unserer Gesellschaft keinerlei Aussicht auf Änderung und Hilfe aufkommen ließ. Wenn die Arbeiter niemals oder höchstens nur ganz vorübergehend über den Hungerlohn hinauf- und hinauskommen könnten, so wäre eine Besserung ihrer Lage unmöglich; denn dann wäre die soziale Not für sie eine eherne Notwendigkeit, und nur eine Revolution könnte ihnen helfen. Und ebenso, wenn in den leitenden und die öffentliche Meinung beherrschenden Kreisen diese soziale Not als eine unvermeidliche Begleiterscheinung unsrer gesamten Kulturentwicklung betrachtet und hingenommen wird, so fehlt hier der gute Wille zum Helfen und die Anerkennung des guten Rechtes der auf Besserstellung gerichteten Bestrebungen. Darum mußte erst der Glaube an die Unübertrefflichkeit unsrer sozialen Einrichtungen in weiten Kreisen erschüttert, und nicht bloß von sozialistischen Agitatoren, sondern ebenso auch von unparteiischen Idealisten, die den Mut haben, gelegentlich auch gegen

den Strom zu schwimmen, mußte das Verdammungsurteil bestätigt und die tiefsten, die sittlichen Schäden dieser bestehenden Ordnung schonungslos aufgedeckt werden. Und in den breiten Massen der Arbeiter mußte der Wahn jener ehernen Notwendigkeit und die Verzweiflung über dieses trostlose Niemals durch Belehrung und mehr noch durch Thatsachen, durch Beispiel und Experiment, durch eigene und fremde Erfahrung widerlegt und beseitigt werden. Die Arbeitgeber mußten anerkennen, daß helfen und organisieren eine Pflicht, die Arbeiter mußten glauben, daß Hilfe und Organisation möglich sei.

Also ein Erziehungsprozeß —, aber nicht einseitig nur sich richtend gegen den Arbeitgeber, wie es in der Schule Brentanos zuweilen scheint und klingt und in der Polemik gegen manches thörichte und brutale sich Sträuben nur zu erklärlich ist, sondern ein solcher ebenso notwendig auch für die Arbeiter. Wenn es bei jenen gilt, den Egoismus aus allen Schlupfwinkeln zu treiben und als Eigennutz wie als Herrschsucht zu bekämpfen, so sind bei diesen Stumpfsinn und Mißtrauen, Neid und Begehrlichkeit die Gegner, welche vor allem Widerstand leisten.

Und nun also das Beispiel Englands.

Auch dort waren es wie bei uns zuerst Konsumvereine, welche im sozialen Geiste wirkten und Bresche legten, das Geschäft der Güterverteilung und die Konsumtion im Interesse der Arbeiter vernunftgemäß gestalteten und dabei zugleich bemüht waren und es beziehungsweise noch sind, genossenschaftlichen Sinn unter den Teilnehmern zu wecken und groß zu ziehen. Und diese organisierende Wirkung, diese Pflege des kooperativen Glaubens und Geistes war wertvoller als die Verbilligung der Waren, an welche sich — in gewissen Zeiten nicht ganz mit Unrecht — das Mißtrauen knüpfte, als könnten dadurch die Löhne gedrückt werden.

Ihnen folgten die Produktivgenossenschaften, welche auch die Gütererzeugung genossenschaftlich regulieren, den Arbeiter

zugleich zum Betriebsunternehmer machen und ihm die Geschäftsführung selbst in die Hand legen wollen. Versuche dieser Art sind nicht bloß in England gemacht worden, von Amerika, von Frankreich wird uns Aehnliches berichtet [2]), und für Deutschland hat bekanntlich Lassalle von solchen Produktivgenossenschaften alles Heil erwartet und hat deshalb zur ersten Einrichtung weitgehende Staatsunterstützung verlangt; und noch figuriert dieses Verlangen, freilich nur noch als Aushängeschild und Ursprungszeichen, auf dem sozialistischen Programm. Allein die Versuche sind meist mißlungen, die vielköpfigen Unternehmungen unterlagen im Wettbewerb mit den einheitlich und eben darum intelligenter geleiteten Betrieben nach kürzerer oder längerer Frist fast ausnahmslos. Oder aber — und das gehört hierher und kann uns auch erklären, warum die Sozialdemokratie nichts mehr von solchen Genossenschaften wissen will —, indem die Arbeiter hier selbst zu Unternehmern und Kapitalisten werden, liegt die Gefahr nahe, daß sich der Kreis der Genossen schließt und den später hinzutretenden Arbeitern gegenüber seinerseits wieder zum kapitalistischen Arbeitgeber wird. Soll somit die Bedeutung dieser Versuche auch nicht geleugnet, sondern zugegeben werden, daß die Erkenntnis des Risikos der Unternehmer den Arbeitern dadurch zum Bewußtsein gebracht wird, und auf der andern Seite in der Möglichkeit, daß auf diese Weise Einzelne von ihnen selbst Unternehmer werden, ein Trost und ein Ansporn für alle liegt, so ist doch von solchen Ausnahmefällen und nicht häufig gelingenden Vereinigungen ein Heil für alle und für das Ganze nicht zu erwarten.

Und deshalb hat eine andere Bewegung in England weit mehr Boden gewonnen und weit energischer gewirkt. Es sind dies die Gewerkvereine [3]), zu welchen sich die Arbeiter einer bestimmten Branche in einem Landesteil oder im ganzen Lande zusammenthun, um ihre Interessen denen der Arbeitgeber gegenüber zu vertreten und zu wahren. Diese Gewerk-

vereine sind anfangs von den Fabrikanten und Kapitalisten innerhalb und außerhalb des Parlaments aufs heftigste bekämpft und niedergehalten worden, und so haben sie sich dann ihrerseits, gereizt und provoziert durch diesen Druck, vielfach ungesetzlicher Mittel bedient, es kam zu blutigen Auftritten und Krawallen, zu Bedrohungen und Vergewaltigungen, Maschinenbeschädigung, Brandstiftung und Mord. Ob diese Zeit des brutalen Kampfes auch nur für England ganz und für immer vorüber ist, wird sich allerdings nicht mit der Sicherheit behaupten und voraussagen lassen, wie Schulze-Gävernitz dies thut. Allein immerhin —, hier liegt in der That die Möglichkeit einer langsam sich von innen heraus vollziehenden Organisation der Arbeiter zur Vertretung ihrer Interessen, und wir sehen in ihnen diese Möglichkeit in weitem Umfang verwirklicht und von den günstigsten Erfolgen begleitet.

Freilich das Mittel, das zu diesem Friedenszustand führt, ist der Ausstand, ist der Strike. Das klingt ja zunächst wenig friedlich und wenig tröstlich. Aber es ist doch nur die ultima ratio, wie es im Verhältnis von Volk zu Volk der Krieg ist. Wie das Ziel des Kriegs der Nationen untereinander der Völkerfriede ist, so soll auch der industrielle Krieg den Frieden zwischen Arbeit und Kapital herstellen oder noch besser, die Furcht vor dem Kampf soll ihn von vornherein verhindern, soll zum Frieden führen und zwingen. Und zwar beide Teile, weil sich in solchen Kämpfen die Macht und die Kraft beider offenbart: das Gelingen eines Strikes wird vor allem für die Arbeitgeber lehrreich sein und sie zur Nachgiebigkeit stimmen; das Mißlingen, lehrreicher für die Arbeiter, wird diesen die Grenzen ihrer neuestens oft überschätzten Kraft fühlbar machen und sie zur Vorsicht und zum Maßhalten in ihren Forderungen mahnen. Das Resultat aber ist jedenfalls das, daß an Stelle dieses Kriegs mehr und mehr die Verhandlung durch die legalen und anerkannten Organe beider

Parteien treten muß, welche auf friedlichem Wege, nötigenfalls durch Schiedsgerichte, Streitigkeiten aus der Welt schaffen und Kompromisse und Verträge abschließen. Und zwar handelt es sich um Streitigkeiten von zweierlei Art. Einmal sind es solche des individuellen Falls, in denen einzelne Personen und persönliche Angelegenheiten den Gegenstand bilden: sie können bei einigem guten Willen immer ausgeglichen werden, und werden, wie es scheint, in den Kreisen der englischen Arbeiter und Arbeitgeber meist gebildeter beigelegt, als zwischen den Raufbolden unserer Jeunesse dorée, die in solchen Fällen zu dem sinnlosen Gottesurteil des Duells greifen und damit jederzeit ihren Mangel an Bildung und gutem Willen dokumentieren. Wichtiger aber sind natürlich die andern, die allgemeinen Fragen der Feststellung der Arbeitszeit und der Höhe des Arbeitslohnes.

Hier, in der Behandlung der Gegenstände dieser zweiten Art liegt die große Bedeutung der Gewerkevereins-Institution, hier erfüllt sie eine eminent erzieherische Aufgabe. Wenn der Arbeiter im eigenen Interesse wünschen muß, daß die Fabrik, in der er arbeitet, und die Branche, der er zugehört, gedeihe und blühe, so muß er seine Forderungen hinsichtlich des Lohnes und der Arbeitszeit anpassen an die Verhältnisse seines Arbeitgebers im einzelnen und vor allem an den Stand des betreffenden Industriezweigs auf dem Weltmarkt im ganzen. Dazu aber müssen sie, d. h. erst ihre Vertreter, des weiteren aber auch die ganze Masse der Gewerkvereinsglieder, deren Gutheißung und Kontrolle vorbehalten ist, diese Verhältnisse verstehen und würdigen können, und hierzu bedarf es einer gewissen Bildung, einer Fachbildung zunächst, dann aber auch — zur Überschau über die allgemeinen Verhältnisse und Bedingungen des industriellen und kommerziellen Lebens — einer weiterreichenden und umfassenderen, höheren und allgemeineren Bildung. So erzieht der Gewerkverein seine Leute intellektuell. Er erzieht sie aber auch moralisch und nimmt sie in energische

Zucht: das Gefühl der Solidarität und Kameradschaftlichkeit der Genossen untereinander mit der Devise: Einer für alle und alle für Einen! wirkt dem Egoismus kräftig entgegen, und mit dem Bewußtsein der Rechte erwacht auch der Gedanke an die Pflichten und an die Ehre des Standes. Schon in der Sorge für die Leistungsfähigkeit und das Können der Vereinsgenossen liegt ein erziehliches Moment, das an die ehrenfeste Zucht innerhalb der alten Zünfte erinnert. Vor allem wichtig aber wird die Interessengemeinschaft mit dem Arbeitgeber, für welche dem in weitem Verbande stehenden Arbeiter das Verständnis aufgeschlossen und durch welche der Klassengegensatz mit all seiner Bitternis und seiner Leidenschaftlichkeit abgeschwächt wird. Und endlich die sittlichen Konflikte, die auch hier nicht ausbleiben und die leider noch von keinem Dramatiker aufgegriffen, höchstens von Zola in seinem Germinal, diesem gewaltigen Arbeiterroman, gestreift worden sind: soll ich Schulter an Schulter zu den Genossen stehen, oder im Interesse von Frau und Kindern von ihnen abfallen und ihrer Sache untreu werden? Hunger oder Verrat? so stellt sich für den Einzelnen gar manchmal die Frage. Aber auch diese Konflikte sind vom sittlichen Standpunkt aus angesehen ein Gewinn und ein Zeichen fortschreitender Ethisierung, eine Schule sittlicher Selbstbesinnung und sittlicher Zucht, in ihnen schärft und verfeinert sich das Gewissen und erstarkt der soziale Geist.

Nun war lange Zeit ein Haupteinwand gegen die Gewerkvereins-Bewegung der, daß diese Verbände immer nur die Elite und Aristokratie der Arbeiterschaft umfassen und in sich aufnehmen, die gelernten Arbeiter allerdings heben und materiell und geistig fördern, die ungelernten dagegen, welche im Interesse der Standesehre und der Lohnhöhe ängstlich und prinzipiell davon ferne gehalten werden, nur um so tiefer drücken und sinken lassen, weil diese sich nicht in solcher Weise vereinigen und gliedern können. Zunächst läßt sich dem ent-

gegenhalten, daß doch alles Organisieren schichtenweise vor sich gehen müsse, und daß daher schon die Aussonderung eines Teils der Arbeiterwelt aus der „Masse“, die Scheidung derselben in einen vierten und fünften Stand ein Fortschritt sei. Daß aber dabei die Lage dieses fünften Standes um so trostloser, sein Elend um so größer, die Masse hier um so unorganischer sei und bleibe, dem konnte man sich allerdings kaum verschließen. Doch auch hierin hat sich seit 1889 eine Wandlung vollzogen, hat sich das Bild verändert. Bei dem großen Dockerausstand in London haben auch die ungelernten Massen sich eine Lohnerhöhung erzwungen und zugleich auch ihrerseits den Grund zu einer Organisation gelegt. Daß diese loser und lockerer ist als jene der Gewerkvereine und sich lediglich auf die Verteidigung der gemeinschaftlichen Interessen gegen außen beschränkt, also nicht wie die Vereinigungen der gelernten Arbeiter zugleich auch Versicherungszwecken dient, versteht sich natürlich von selbst und hat deshalb hier, wo es sich erst um die Anfänge handelt, keine andere Bedeutung als die eines Symptoms für die ohnedies schon bekannte Elendigkeit der Lage dieser Arbeiterschichten.

Dagegen zeigte sich bei dem Dockerstrike mit Deutlichkeit ein anderes, was für uns das Wichtigste ist, übrigens auch in Deutschland bei dem Kohlenarbeiterausstand in den Rheinlanden im Jahre 1889 eine Rolle gespielt hat: das Gros der öffentlichen Meinung und ihrer Organe, der Zeitungen, stand damals in England auf seiten der Strikenden. Ohne diesen gewichtigen Faktor und Beistand wäre es den Dockern nicht möglich gewesen, mit ihren Forderungen durchzudringen. Warum ist das so bedeutsam und wertvoll? Offenbar deshalb, weil es ein Band idealer Interessengemeinschaft um alle Kreise der Gesellschaft, Gebildete und Ungebildete schlingt, in der öffentlichen Meinung eine Art von höherer und unparteiischer (freilich dem Irrtum nicht unzugänglicher) Entscheidungs-Instanz erkennen und die Arbeiter fühlen läßt, daß

sie, Gerechtigkeit und Mäßigung in ihren Forderungen vorausgesetzt, in ihrem Kampf nicht mehr allein stehen, sondern daß ihre Sache eine Sache des ganzen Volkes ist und sie Unterstützung finden, wenn und soweit sie das Recht an ihre Seite zu bannen wissen.

Allein was so Einmal gelungen ist, muß es auch wieder und immer gelingen? und ist dieser Sieg der Docker nicht ein Pyrrhussieg für die ganze soziale Bewegung in England gewesen? Auch hier nämlich machen sich gerade bei den Kämpfen dieser ungelernten Arbeiter mehr und mehr sozialdemokratische Elemente und Ideen geltend, welche die alten Gewerkvereine der gelernten Arbeiter bis dahin meist sorgfältig und mit Erfolg von sich ferne zu halten gesucht und verstanden habe. Und warum das? offenbar fühlen sich diese ungelernten Scharen zu schwach zur Hilfe aus eigener Kraft und zu dauernder selbständiger Organisation; und daher rufen sie wie unsere festländischen Sozialdemokraten nach weitgehender und energischer Staatshilfe. Sie sind eben ein Teil jener Reservearmee der Industrie, sind die am tiefsten Stehenden, die wirtschaftlich Schwächsten, die Armen und Elenden, geradezu der Auswurf des Arbeiterstandes und in der That nur „Masse" und nichts als „Masse". Darum ist hier das Organisieren und Gliedern, das Zusammenfassen und Einigen so schwer, Flugsand bleibt Flugsand; und weil das *Gefühl* der Zusammengehörigkeit und das Gefühl für die *Ehre* dieser Art von Arbeit fehlt, darum ist es vorläufig nur ein äußerlich-mechanisches Zusammenballen von Massen ohne inneren Halt, ohne genossenschaftlichen Geist.

In diesem Übergangsprozeß steht England im Augenblick mitten inne; es scheint für die dortige Arbeiterbewegung geradezu eine Krisis eingetreten zu sein. Ob der Gewerkevereinsgedanke sich auch hier fruchtbar erweisen und ihm die Organisation und Hebung auch dieser tiefsten Schichten gelingen wird, oder ob umgekehrt die sozialdemokratische Form und Anschauung die Ober-

hand gewinnt und dann allmählich auch die alten Vereine in ihre Kreise zieht — und Anzeichen dafür, Anfänge dazu liegen allerdings vor —, darüber auch nur eine Vermutung zu äußern, dazu habe ich bei meiner mangelhaften Kenntnis der englischen Verhältnisse und der mir fehlenden Anschauung und Bekanntschaft mit Situation und Menschen keine Möglichkeit und kein Recht, habe freilich auch nicht ohne weiteres den sanguinischen Optimismus eines Brentano und Schulze[4]).

Aber bleiben wir auch nur bei dem, was da ist und vorliegt: die öffentliche Meinung als Faktor, geradezu als ausschlaggebender Faktor bei dieser Ausstandsbewegung. Das ist in der That ein Neues und Bedeutsames, das beweist den gewaltigen Fortschritt, welchen der soziale Gedanke seit einigen Jahren auch in der Anschauungswelt der gebildeten Kreise gemacht hat. Gewiß, wird man zugeben; doch wozu die Blicke nach England richten? haben wir dieses öffentliche Interesse in Deutschland nicht ebenso, und in noch viel höherm Maße dort, wo es am wirksamsten sich geltend machen kann, in den Kreisen der Höchststehenden, der Regierenden selbst? Ja und nein. Von der Beteiligung der öffentlichen Meinung an dem rheinländischen Kohlenstrike habe ich ja selbst schon gesprochen. Im übrigen aber ist bei uns das meiste doch nur scheinbar dasselbe, thatsächlich ein wesentlich andres; es sind geradezu zwei einander gegenüberstehende Anschauungen und Prinzipien, welche, wenn sie für sich durchgedacht und in ihre Konsequenzen entwickelt werden, sich doch nicht miteinander vereinigen lassen wollen: ich meine den Gedanken der Selbsthilfe und den Gedanken der Staatshilfe.

Auch in England fehlt diese letztere in gewissem Sinne und in gewissen bestimmten engen Schranken durchaus nicht. Noch mehr als bei uns war dort die Klinke der Gesetzgebung lange Zeit in den Händen des Kapitals, der englische Parlamentarismus geradezu eine Form der Plutokratie. Und darum waren, kaum daß man anfing mit Maschinen im großen zu

arbeiten und daß damit der riesenhafte Aufschwung unsrer modernen Großindustrie sich vorbereitete, alle älteren Bestimmungen, welche die Unternehmer hemmten und ihnen in ihrer nach allen Seiten hin ausgreifenden freien Bewegung Fesseln anlegten, rascher Hand beseitigt, dagegen der Koalitionsfreiheit der Arbeiter, welche der rücksichtslosen Konkurrenz der Unternehmer gefährlich werden konnte, Schranken gezogen worden. Hatte doch selbst in Frankreich inmitten der Revolution die konstituierende Nationalversammlung am 14. Juni 1791 alle Associationen und Versammlungen „zur Beratung über angeblich (sic!) gemeinsame Standesinteressen" verboten[5]) —, offenbar mehr ein Zeichen von der Interessengleichheit und -gemeinschaft der Bourgeoisie in allen Ländern als von dem gegenwärtig meist über Gebühr betonten sozialen Charakter der Revolution von 1789. Doch dies nebenbei. Jene die freie Vereinigung der Arbeiter hemmenden und beschränkenden Bestimmungen zu beseitigen und einer das Leben und die Gesundheit der Nation bedrohenden schrankenlosen Ausbeutung der volkswirtschaftlich Schwachen auf gesetzlichem Wege ein Ende zu machen, war daher auch für die englischen Arbeiter eine Existenzfrage und die erste Bedingung und Voraussetzung alles Weiteren. Und das durchzusetzen war bei dem Fehlen des allgemeinen Stimmrechts in England schwieriger als bei uns. Trotzdem ist es gelungen. Die englischen Parteien, erst die Tories, dann die Wighs, sind teils durch Erwägungen der Nützlichkeit und des Parteiinteresses, teils unter dem unwiderstehlichen Druck einer idealistisch beeinflußten öffentlichen Meinung und angetrieben durch die Stimme der Edelsten der Nation (ich nenne hier nur den Namen Thomas Carlyles und Lord Ashleys[6]), die Romane von Dickens auch nicht zu vergessen) dahin gebracht worden, eine Fabrikgesetzgebung auf- und auszubauen, welche vor allem die Frauen und Kinder schützte und einer Menge von haarsträubenden Mißbräuchen ein Ende machte. Und der Koalitionsfreiheit die volle Anerkennung und Aktions-

fähigkeit zu versagen war auf englischem Boden für die Dauer ohnedies nicht möglich. Allein nachdem das erreicht war und die Fabrikgesetzgebung im Jahre 1878 durch das große die Arbeit von achtzig Jahren zusammenfassende Gesetz ihren Abschluß gefunden hat, so glauben nun die Gewerkvereine, in allem Weiteren aus eigener Kraft fertig werden zu können; die Festsetzung von Arbeitszeit und Arbeitslohn und die Sorge für Versicherungs- und Hilfsbedürftige möge man ihnen selbst überlassen. Anders dagegen denken hierüber die Scharen der ungelernten Arbeiter. Wie bei unseren festländischen Sozialdemokraten wird auch von ihnen eine weitgehende staatliche Hilfe, wird vor allem die gesetzliche Einführung einer achtstündigen Arbeitszeit begehrt.

Was sollen wir zu diesem Verlangen sagen, das ja im Augenblick in allen Kulturländern auf der Tagesordnung steht und dessen Bejahung oder Verneinung für die Stellungnahme zu der ganzen sozialen Frage geradezu maßgebend, jedenfalls charakteristisch zu sein scheint? Die erste Erwägung, die hierbei in Betracht kommt, ob die Industrie den Achtstundentag ertragen und ob sie bei demselben konkurrenzfähig bleiben könnte, beschäftigt uns hier nicht; ich vermag darüber natürlich nichts Entscheidendes zu sagen. Einstweilen scheinen mir die Gewerkvereine Englands auch in dieser Frage ihren gesunden und nüchternen Sinn zu beweisen, wenn sie den Achtstundentag zum mindesten nicht mit Einem Schlag obligatorisch machen und für alle Branchen eingeführt wissen wollen, sondern ihn einstweilen nur für gewisse Industriezweige als nützlich und ohne Schaden für den Wettbewerb durchführbar erstreben.

Uns interessiert auch hieran nur die sittliche Seite. Ist jene Änderung einer nur achtstündigen Arbeitszeit nicht der reine Übermut, nicht das offene Eingeständnis fauler Arbeitsscheu? Als ich mir im vergangenen Frühjahr (1890) den Mühlhauser Ausstand angesehen hatte und mich unmittelbar darauf mit Landleuten im Gasthaus eines badischen Dorfes

darüber unterhielt, so hörte ich von diesen die kräftigsten Ausrufe der Entrüstung: Was? wir müssen von früh bis spät 12 und 14 und mehr Stunden arbeiten, und die — — verlangen die Achtstundenarbeit! Daß sie, die Land- und Feldarbeiter, nur während der paar geschäftsvollsten Sommerwochen solange mit Sichel und Sense, mit Pflug und Hacke zu thun haben, dagegen im Winter erheblich weniger, oft recht wenig arbeiten müssen, das bedachten sie freilich nicht. Und ebensowenig kam ihnen der Vorteil zu Sinn, daß sie ihre Arbeit unter weit gesünderen Verhältnissen als die Fabrikarbeiter, nicht in den engen Fabrikräumen mit ihrem lungenangreifenden Staub und ihrem ohrenzerreißenden und nervenzerreibenden Getöse, sondern meist im Freien zu verrichten haben. Und endlich läuft die Arbeit bei ihnen weit gemächlicher und bedächtiger, von kürzeren und längeren, teilweise willkürlichen Pausen unterbrochen dahin, nicht gehetzt und gejagt von dem mechanisch rastlosen Getriebe der Maschine und dem unerbittlich das Rad in Schwung setzenden Dampf. Ich hatte in Württemberg in früheren Jahren häufig Gelegenheit, Landarbeiter zu sprechen, die zum ersten Mal an eine Dampfdreschmaschine gestellt wurden, und zu hören, wie sie sich aus ihrer schwäbischen Gemütlichkeit unsanft aufgerüttelt über dieses „böse und wüste Geschäft“ beklagten und versicherten, daß sie das nicht lange würden aushalten können.

Aber auch die Gebildeten wollen meistens nichts von dem Achtstundentag hören. Weniger deswegen, weil sie die Dreiteilung des Tages in je 8 Stunden für Arbeit, für Schlaf und für — sagen wir einmal: Erholung an sich für unvernünftig und unrichtig hielten: wir selbst sind schon recht fleißig, wenn wir Tag aus Tag ein acht Stunden arbeiten, und auch unsere „überbürdeten“ und viel beklagten Gymnasiasten *arbeiten* in Wahrheit niemals mehr als acht Stunden am Tag, selbst wenn sie gelegentlich einmal etwas länger über ihrer Arbeit *sitzen* sollten. Sondern was soviele gegen die For-

derung einer nur achtstündigen Arbeitszeit einnimmt, das ist vielmehr der Gedanke an die vermutliche und wahrscheinliche Verwendung des zur Erholung bestimmten Drittels seitens der Mehrzahl unserer Arbeiter. Daß sich diese acht Stunden wohl meistens noch um eine Stunde reduzieren würden durch den zwei- oder gar viermaligen Gang zu und von der Fabrik, also höchstens nur sieben Stunden freier Zeit übrig bleiben dürften, fällt allerdings kaum ins Gewicht, muß aber doch gesagt werden; und ebenso, daß der Mensch doch außer seiner Berufsarbeit noch allerlei „zu thun“, mancherlei Privatgeschäfte zu besorgen hat, die auch Zeit kosten. Aber auch sieben und sechs Stunden scheinen uns noch zuviel; denn was soll der Arbeiter mit ihnen anfangen?

Wollte ich nun antworten: „sich bilden und des Familienlebens pflegen“, so müßte ich freilich fürchten, als ein schlimmer Utopist verschrieen zu werden und mir Schimpf und Schande davon zu holen. Und doch, da liegt es. Wie würde die Mehrzahl unserer Arbeiter heute die acht oder sieben oder sechs Stunden freier Zeit anwenden? und wie würde vollends in einem von heute zu morgen eingeführten Sozialistenstaat das noch weit größere Plus von arbeitsfreier Zeit im Vollauf einer sorgenfreien Existenz benützt werden? Ueber das vorauszusehende Wie dieses Genießens wird wohl kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen; und wenn Sidney Whitman[7]) seine Vorliebe für deutsches Wesen und Leben mit dem Hinweis auf die Harmlosigkeit der Lebensfreude unseres Volkes begründet, so acceptieren wir dieses Lob zwar mit Stolz und Vergnügen, glauben aber, daß es ihm mit Deutschland ging, wie nach seiner Ansicht Schulze-Gävernitz mit den englischen Arbeiterverhältnissen: er hat das deutsche Leben „etwas rosiger aufgefaßt, als unsere Erfahrungen uns das gestatten“, und hat in die größere Nüchternheit, der Frauen wenigstens, und in die größere Sangeslust unseres Volkes mehr von positiver Idealität hineingelegt als leider darin zu finden ist. Wer einmal einen Sonntag Abend in St. Pauli (Hamburg) zuge-

bracht hat, der weiß, was es mit dieser Harmlosigkeit auf sich hat. Wir wollen uns ja nicht schlechter machen als wir sind; aber daß unsere Arbeiter mit den sechs freien Stunden nichts Gescheites anzufangen wüßten, wird ein milder Ausdruck sein für das, was wir konstatieren möchten.

Allein warum ist dem so? liegt nicht gerade hierin die schwerste Anklage gegen unsere gegenwärtige Gesellschaftsordnung? Wodurch haben wir Gebildete oder, um die Frage ganz einwandfrei zu stellen, wodurch haben es unsere Kinder verdient, daß ihnen vom Beginn ihres Lebens an eine andere höhere, eine reinere und feinere, eine gebildetere und geistigere Genußwelt und Genußfähigkeit dargeboten und anerzogen wird? daß es für sie — und dies ist der wundeste Fleck — nicht nur erfreulicher ist zu leben, sondern daß es ihnen auch leichter gemacht wird, gute und brave Menschen zu werden? Und man denke nur nicht, daß dieser Mangel eines Höheren und Idealeren von den arbeitenden Klassen nicht selbst auch als Entbehrung und Verkürzung empfunden werde, oder daß derselbe eben nur als ein auf vielfacher Unkenntnis beruhender verwerflicher Neid zum unberechtigten Ausdruck komme. Im Gegenteil, es will mir scheinen, als gehe es in unseren Tagen wie ein Seufzen durch diese vielgeplagten Kreaturen, ein Seufzen nach einem solchen Höheren und Besseren, ein Hunger und Durst nach den Brosamen von dem reich gedeckten Tische unserer Bildung und Kultur, ein sich selbst kaum verstehendes Verlangen nach einem Strahl des Lichts, nach einem Strahl der Schönheit und der Wahrheit in Welt und Leben.

Zunächst zeigt sich hier noch einmal der falsche Schein und Schimmer der sozialistischen Utopien, die uns glauben machen möchten, daß in der neuen Welt und ihrer Gesellschaft mit Einem Schlag auch eine neue, eben jene höhere und feinere Art des Genießens und des sich Erholens Platz greifen würde. Als ob der Mensch nicht auch zur rechten Weise des Genießens erzogen werden müßte! und als ob darum nicht

in der neuen Welt mit den alten Menschen von heute statt der geträumten idyllischen Utopie ein wüstes Sodom und Gomorrha das Resultat wäre! Und daher ist die Furcht vor einem plötzlich einzuführenden allgemeinen Achtstundentag zunächst nur allzu berechtigt.

Allein alles das macht unsere, der Gebildeten Schuld nicht kleiner und unsere Sache nicht besser. Wir sind es, die in dieser Frage auf die Anklagebank gehören, uns gilt der Vorwurf, daß wir unsere Pflicht versäumt haben und täglich weiter versäumen. Was haben wir denn für unsere Arbeiter gethan und was pflegen wir für unsere Dienstboten zu thun, um sie teilnehmen zu lassen an unserer Bildung und an unserer Art eines reineren sich Freuens und Genießens? Nichts, oder so gut wie nichts; und dafür sondern wir uns vornehm kastenartig von ihnen ab und dünken uns wunder wie witzig und wie gescheit, wenn wir hohnlachend erklären: ich kann doch nicht mit meiner Nähterin im Konzertsaal zusammensitzen oder meine Dienstboten zur Kaffeevisite einladen! Als ob die Brutalität, die so redet, überhaupt etwas von der Sache verstünde und in dieser wichtigen sittlichen Frage auch nur noch angehört zu werden verdiente! Und als ob in unseren Kaffeevisiten und an unseren Stammtischen die wahre Bildung wirklich so im Überfluß zu finden wäre, in Theater und Opern wirklich nur ideale Genüsse aufgesucht würden! Die Kunst zu genießen, wenn sie über Austern und Champagner hinaufreicht, trifft man auch unter unseren sogenannten Gebildeten nur sporadisch, und das echte Verständnis für das Schöne in Natur und Kunst ist vielleicht noch niemals dem Nullpunkt so nahe gewesen wie heutzutage. Aber sei's wie's sei: während wir uns so hochmütig von den arbeitenden und dienenden Klassen abwenden und trennen, wundern wir uns und schelten vielleicht sogar, daß sie uns so fremd und feindlich gegenüberstehen, uns um unser andersartiges Dasein beneiden und ein uns vielfach unsympathisches Geistes- und Genußleben führen.

Ein Band der Einigung gerade hierin war lange Zeit die Religion; in der Luthersprache der Bibel verstanden sich Gebildete und Ungebildete hin und her. Aber wie steht es doch nun damit? Ich habe hier nicht im Einzelnen zu untersuchen, wie es so gekommen ist. Aber thöricht wäre es, wenn man seine Augen der Thatsache verschließen wollte, daß die Kirche Schritt für Schritt an Boden, an Einfluß und Gewalt über die Gemüter, gerade auch unter der Arbeiterbevölkerung verloren hat und beständig weiter verliert. Und wenn mich meine Beobachtungen nicht täuschen, so ist — wenigstens in Süddeutschland, aber auch aus dem Norden höre ich Ähnliches — auch das Verhältnis der Landbevölkerung zur Kirche und zur Geistlichkeit innerhalb der letzten zwanzig Jahre ein kühleres geworden. Und das ist seitens der Kirche nicht ganz unverschuldet. Es ging fast wie im alten Rom: die Kirche im Dienste der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und schon dadurch den untern Klassen verdächtig; und was sie predigte, nicht sowohl das Wort vom Reichen, dem es schwer sei in das Himmelreich zu kommen, als vielmehr die Mahnung an die Armen und Beladenen, Geduld zu haben und auf ein besseres Los zu warten im Jenseits; was sie predigte, also vielfach erwünscht und bequem für die Besitzenden und doch von diesen selbst kaum beachtet und geachtet, höchstens noch als fable convenue stehen gelassen und einsam ragend wie die Porta nigra in Trier. Was Wunder daher, daß dieses Band religiöser Gemeinsamkeit sich immer mehr lockert, daß die Fäden herüber und hinüber immer häufiger durchrissen werden! Was ihr uns aufpredigen wollt, weil es euch paßt, während ihr es selbst nicht mehr glaubt, das wollen wir hinfort auch nicht mehr glauben, so tönt es rauh und ungeschlacht herüber vom sozialdemokratischen Lager und tönt für viele wie die Posaune des jüngsten Gerichts.

Damit ist in der That die geistige Gemeinschaft zwischen Gebildeten und Ungebildeten, das gegenseitige sich Verstehen

der eigenen Volksgenossen untereinander fast gänzlich aufgehoben: an dem, was uns geistig beschäftigt und innerlich bewegt, an dem, was uns ergötzt und woran wir uns erholen, an Poesie und Kunst, an Wissenschaft und Litteratur haben die Mehrzahl unserer Volksgenossen keinen Teil; und die Freude an unserer vaterländischen Geschichte und die Verehrung für unsere großen Männer wird in diesen Kreisen geflissentlich verkümmert und in den Staub getreten; und die absichtliche Züchtung solcher Gefühle von oben herab bewirkt ohnedies meist nur das Gegenteil. Und so bleibt schließlich — so paradox es klingt, so sei es doch ausgesprochen, was, wenn ich mich recht erinnere, auch Lassalle schon angedeutet hat —, als Einziges fast, was uns alle eint, bleibt schließlich nur dasjenige, was uns trennt: die soziale Frage selbst; der Streit darüber, die Diskussionen und Debatten, die Gründe herüber und hinüber, sie bahnen ein neues sich Verstehen an und schlingen, so schlimm es jetzt aussieht, doch für die Zukunft ein neues soziales Band. Auch das mag in Deutschland schwieriger sein als in England, wo der Arbeiter ruhig auch eine der seinigen entgegengesetzte Meinung anhört: wir sind kritischer, leidenschaftlicher, unversöhnlicher, eine Saat des Hasses ist aufgegangen, und die seit Jahrzehnten wieder ins Kraut geschossene kirchliche Intoleranz hat diesem Geist der Unduldsamkeit nur immer neue Nahrung gegeben. Aber es ist doch so, im sozialen Streit liegt ein Element der Verständigung; und darum scheue man sich nicht, in die Debatte einzugreifen, auch wo man heute noch keinen Dank dafür erntet.

Was aber wir Gebildeten allzulange versäumt haben, die Arbeiter teilnehmen zu lassen und einzuführen in unsere geistigen Interessen, das braucht ja nicht ewig versäumt und ungethan zu bleiben. Und auch hierin ist uns England mit gutem Beispiel vorangegangen. Eine Bewegung hat dort Platz gegriffen, die eben diese Kluft ausfüllen und hier in den Riß treten will —, die sogenannte Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung, d. h. das

Bemühen der Universitätskreise, Fühlung zu gewinnen mit der Arbeiterbevölkerung, sie an ihrem reicheren geistigen Besitze Anteil nehmen zu lassen und so die Arbeiter intellektuell und moralisch zu heben, ihnen die Menschenwürde wahren zu helfen oder soweit sie bereits verloren war, sie ihnen wieder zurückzugeben. Und zwar geschieht dies in doppelter Weise. Junge Männer, die eben die Hochschule verlassen haben, nehmen ihren Wohnsitz in den Arbeiter- und Armenvierteln der großen Fabrikstädte und leben dort eine Zeitlang, namentlich des Abends, mit den Arbeitern zusammen, um in eigens dazu gebauten Häusern und Hallen für ihre Unterhaltung, Fortbildung und Erziehung zu sorgen, und nehmen außerdem an der Gemeindeverwaltung dieser Quartiere und an den in ihnen zu organisierenden Wohlfahrtseinrichtungen regen und thätigen Anteil. Und auf der andern Seite halten es die Universitätslehrer selbst nicht unter ihrer Würde, in besonders hierzu bestimmten Unterrichtskursen — teils in Form von Vorlesungen teils in eigentlichem Klassenunterricht — die Arbeiter als affiliierte Studenten der höheren Bildung zu gewinnen und zuzuführen; und Prüfungen und Zeugnisse sollen den Beweis liefern, daß es sich dabei nicht bloß um jene populär-wissenschaftlichen Vorträge handelt, die zum einen Ohr hinein und zum andern wieder hinausgehen, sondern um ein ernstes und gründliches Lernen und Studieren.

Auf diesem Wege werden natürlich zunächst nur einzelne höhere Arbeiter, also wiederum nur eine Elite derselben, aus der Masse herausgehoben und organisiert, und so an der Überbrückung des Gegensatzes zwischen Gebildeten und Ungebildeten gearbeitet, zwar Sandkorn nur für Sandkorn zum Bau des Friedenstempels gefügt, aber von der großen Schuld der Zeit doch immer etwas abgetragen.

Ein großes Bedenken kann ich freilich diesen an sich so löblichen Bestrebungen gegenüber nicht unterdrücken. Wird der so geschulte und gebildete Arbeiter noch Arbeiter bleiben

wollen? von der Höhe der Gedankenarbeit mit Lust und Freudigkeit zu seiner achtstündigen Handarbeit, vom lichten Schulsaal, wo ihn die Sonne des Wissens mit ihren hellen Strahlen umleuchtet, zufriedenen Sinnes zum Mechanismus des Webstuhls oder in das Dunkel des Kohlenbergwerks zurückkehren? Und fürs andere, diese nebenbei erworbene Bildung kann doch immer nur eine fragmentarische sein, das was wir Halbbildung zu nennen pflegen. Ich weiß nun freilich wohl, daß dabei unsere deutsche Universitätsbildung mit ihrer gründlichen Vorbereitung und Schulung nicht das allgemeine Maß sein kann, bin sogar der Meinung, daß hierin bei uns in Uniformierung und Reglementierung des ganzen Weges und jedes einzelnen Schrittes auf demselben von Sexta bis zum Staatsexamen erheblich zu viel gethan wird. Aber auch einer weniger gründlichen und einheitlichen Aus- und Durchbildung gegenüber, und diese als wesentlich praktische Bildung gedacht —, Halbbildung bleibt es dennoch. Denn nicht darum handelt es sich hierbei, wie Bebel es sich so hübsch denkt, in den Freistunden „nach Geschmack seinen Studien und Künsten obzuliegen“, sondern um Arbeit, um ernste wissenschaftliche Arbeit, die den ganzen Menschen in Anspruch nimmt und ihn müde macht auch für die physische Arbeit. Erholung ist Spiel, Bildung erwerben ist Arbeit —, mit Phrasengeflunker vertuscht man diese Wahrheit und diesen Unterschied nicht; und eben darum fürchte ich, daß, wenige Ausnahmemenschen abgerechnet, der hart arbeitende Handarbeiter nicht nebenbei noch die harte geistige Arbeit des Bildungserwerbs leisten kann, sondern daß er darin auf halbem Wege stecken bleibt. Halbbildung aber — wir sehen es an dem Stande unserer in ihren Seminarien vielfach verkehrt erzogenen und künstlich hinaufgeschraubten Volksschullehrer — ist nicht der Boden, auf welchem Zufriedenheit und Glück zu wachsen pflegen. Hier müßte ich erst mit meinen eigenen Augen gesehen haben und sehen können; Schulze-Gävernitz hat mir über diese Frage keinen genügenden

Aufschluß gegeben, und einzelne Erzählungen und Beispiele würden ihn auch nicht geben können.

An diesem Punkte wird die soziale Frage zu einer Bildungsfrage, und da liegen neue Schwierigkeiten und Schwierigkeiten in Menge. Unsere Volksschulen werden gepriesen, und das von Rechtswegen, weil sie ihre Erziehung und ein gewisses Maß von Wissen allen ohne Ausnahme zukommen lassen und sich auch dem Ärmsten nicht verschließen. Aber ob ihre Leistungen den auf sie verwendeten Summen durchaus entsprechen, ob sie dem Volke das geben, was es für das Leben am notwendigsten braucht, und ob sie es ihm in richtiger Form geben, ob sie nicht vielfach rückständig geworden sind und wertlos gewordenem Stoff noch immer einen lediglich imaginären Wert beilegen, das wird man heute schon fragen dürfen, und das wird in den nächsten Jahrzehnten noch oft und viel gefragt werden. Fortbildungs- und Gewerbeschulen fehlen nicht und stehen in Württemberg z. B. in hoher Blüte; aber in vielen deutschen Staaten ist dafür doch bei weitem noch nicht genügend gesorgt[8]), und gerade die, die sie am nötigsten hätten, die Kinder des eigentlichen Arbeiterstands sind in ihrer überwiegenden Mehrzahl davon ausgeschlossen. Wie wertvoll ein Netz von vernünftig eingerichteten, niedrig sich haltenden volkstümlichen Realschulen in einem Lande sein kann, zeigt wiederum das Beispiel Württembergs; aber auch hier wirken die Bildungsgegensätze lähmend; der dumme Hochmut, als sei die lateinische Schulung die „vornehmere", läßt in den meisten Staaten diese Art von Schulen nicht zur rechten Lebensfreudigkeit und zum vollen Gedeihen kommen. Unsere Gymnasien sind sicherlich besser als ihr Ruf; aber unter dem Einfluß dieses Rufes und des gegen sie erhobenen Lärms sind sie in Gefahr, ihre guten Sitten noch mehr als bisher schon zu verlieren und sich zu zerstreuen und aufzulösen in ein Vielerlei ohne Geschlossenheit und Einheit. Und ebenso groß ist die andere Gefahr, daß der Besuch dieser Schulen

und unsere höhere akademische Bildung überhaupt immer mehr zu einem Monopol der Reichen werde: man erhöht ohne Not das Schulgeld und man zwingt die jungen Leute, nach Vollendung ihrer Studien noch Jahre lang als unbesoldete Referendare oder Probekandidaten aus eigener Tasche zu leben. So unterbindet man den Zufluß frischen Blutes aus den unteren Ständen und erfüllt die künftigen Beamten von vornherein mit einem protzigen Kastengeist; und andererseits fallen manche dieser jungen Leute auf der Mitte des Weges ab, weil ihnen die Mittel ausgehen, und werden dann fast mit Notwendigkeit als unzufriedene Elemente in das sozialdemokratische Lager hinausgetrieben. Endlich die Universitäten, mit Recht unser Stolz, das sage nicht bloß ich als einer ihrer Vertreter, aber leise flüstert es doch einer dem andern zu: auch sie nicht mehr ganz, was sie waren. Zwar Bildungsproletariat haben sie immer als Nebenprodukt erzeugt, und in manchen vergangenen Zeiten — man denke an die Vaganten — gewiß noch erheblich mehr als heute. Dieser Vorwurf wiegt also nicht so schwer, wie er oft klingt und kehrt sich ohnedies, wie oben angedeutet, weit mehr gegen den Staat und gegen die den Ärmeren treffende Erschwerung der Beamtenkarrière als gegen sie und ihren Unterrichtsbetrieb. Allein jene *allgemeine* Bildung, die sie einst ihren Schülern gegeben haben, jener Universalismus des deutschen Akademikers, der sie ihren Namen verdanken, ist ihnen, in den Zeiten der weitgehenden Arbeitsteilung und Spezialisierung auch auf geistigem Gebiete, mehr und mehr abhanden gekommen; und doch ist einseitige Fachbildung auch nur halbe Bildung. Was aber vollends unsere höheren Töchterschulen anlangt: daß sie vielfach recht schlecht sind, darüber ist nur Eine Stimme; doch davon in anderem Zusammenhang mehr.

Und überhaupt genug von diesen Dingen. Hier sollte nur an ein paar Punkten gezeigt werden, daß die Schul- und Bildungsfragen im engsten Zusammenhang stehen mit den

sozialen Aufgaben der Gegenwart, und daß es auch hier Fragen gibt, die eine praktische Lösung heischen. Aber man stelle sich diesen Zusammenhang auch nicht zu äußerlich vor. Zu verlangen, daß die Schule die Lehren der Sozialdemokratie direkt bekämpfe und widerlege, und zu hoffen, daß sie damit einen Erfolg erzielen werde, wäre in hohem Grade gefährlich und hieße tausend Konflikte schaffen zwischen Elternhaus und Schule, zwischen Lehrern und Schülern, zwischen amtlicher Verpflichtung und persönlicher Überzeugung (und NB. ohne diese wirkt man in der Schule nichts!). Und wer die menschliche Natur und ihre Gesetze kennt, der kann unschwer voraussagen, wie fast in allen diesen Fällen der Sieg — nicht der amtlich approbierten Lehrmeinung zufallen würde; denn so einfach ist es doch nicht, Knaben und angehende Jünglinge von der Unmöglichkeit und Verderblichkeit der sozialdemokratischen Lehren zu überzeugen.

Ueberhaupt: mehr Erziehung, weniger Unterricht! Mehr Können, weniger Wissen! so tönt es uns entgegen. Schön und gut; nur meine man nicht, daß es mit ein paar Geschichtsstunden und vollends mit etlichen Religionsstunden mehr gethan sei! Und man fange an zu begreifen, daß die Schule in der That schon längst erzogen hat und überall wo sie ihre Pflicht thut, ihre Schüler mit sozialem Geiste erfüllt, indem sie ihnen Achtung vor dem Gesetz und Respekt vor der Arbeit, Gewissenhaftigkeit in jeder Leistung und Pflichttreue in der Erfüllung der täglichen Aufgaben einflößt; und wenn vollends der Lehrer eine tüchtige und sittliche Persönlichkeit ist, aus warmem Herzen heraus von göttlichen und von menschlichen Dingen redet und ein Herz hat für die Kinder, so —, nun so kann man der Schule nicht dankbar genug sein für das, was sie nach dieser Seite hin leistet, und wird es den Lehrern, die doch auch eine soziale Stellung einnehmen, auch äußerlich durch die Hebung dieser Stellung beweisen müssen; und daneben läßt sich doch noch allerlei besser machen in Lehrplan

und Methode, in Unterricht und Erziehung, in Gesundheitspflege und Weckung des Sinnes für alles, was schön ist in Natur und Kunst. Aber vor allem vergesse man zweierlei nicht: auch die Schule hat eine Tradition und Geschichte, und an diese gilt es anzuknüpfen, auch diese muß man respektieren; und die Schule braucht freie Bewegung, eine gewisse individuelle Mannigfaltigkeit ist ihr von Vorteil; darum die Zügel lockerer, sonst erstickt man das Leben in ihr! So sehe ich denn auf diesem Gebiet manche Entwickelungsmöglichkeiten, aber auch allerlei Abwege, und es will mir fast scheinen, als hätten wir den Fuß bereits auf einen solchen gesetzt.

Doch was uns hier im Einzelnen Not thut, das habe ich demnächst Gelegenheit an einem anderen Ort auszuführen. Hier mag das Gesagte genügen und in einem Wort G. Schmollers[9]) seinen Abschluß finden: „Der letzte Grund aller sozialen Gefahr, ruft dieser aus, liegt nicht in der Dissonanz der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze. Alle soziale Reform muß an diesem Punkte einsetzen. Sie muß die Lebenshaltung, den sittlichen Charakter, die Kenntnisse und Fähigkeiten der unteren Klassen heben." Und fügen wir hinzu, denn dadurch sind wir auf die Bildungsfrage geführt worden, sie muß auch in der Kunst, sich des Lebens zu freuen und sich in Schönheit und Maß Erholung zu schaffen, die Gegensätze ausgleichen und die verschiedenen Klassen des Volkes einander näher bringen.

Und das führt uns auf den Ausgangspunkt dieser ganzen Erörterung, auf den Achtstundentag zurück. Damit die sechs oder sieben Erholungsstunden der Arbeiterwelt zum Segen, nicht zum Fluche werden, dazu lassen sich Mittel und Wege finden, und sie müssen mit vereinten Kräften aufgesucht werden; wenn wir von der Familie zu reden haben, treten sie uns wohl noch deutlicher und bestimmter entgegen. Aber eben daraus ergiebt sich, was von den sozialistischen Zukunftsträumen überhaupt zu sagen ist, auch hier wieder: alles Plötzliche ist vom Uebel;

mit Einem Schlag für alle ohne Ausnahme die Arbeit auf acht, oder wie Bebel fabuliert, gar nur auf vier und drei Stunden reduzieren zu wollen, das wäre sicherlich für die Arbeiter selbst das größte Unglück. Unerzogene Menschen wissen mit ihrer freien Zeit nichts anzufangen, und noch immer gilt das alte Wort, daß Müßiggang — und fügen wir hinzu: Langeweile — aller Laster Anfang ist. Also erst von innen heraus aufbauen und reformieren, ehe man von außen heraus Gewohnheiten niederreißt und von oben herab reglementiert. Freilich besteht hier ein Wechselprozeß: das Eine macht das Andere erst möglich; ohne Luft zu freiem Atmen, ohne Zeit zum sich Erholen und innerlichen sich Ausleben keine geistige Hebung und Erhebung. Und darum klingt es wie ein übler Zirkel und ein sich vom Einen zum Andern im Kreise Drehen, aber es ist doch so: die Arbeiter haben recht mit ihrer Forderung einer energischen Verkürzung der Arbeitszeit, vielleicht sogar recht mit ihrem Verlangen des Achtstundentags; aber ganz abgesehen von industriellen Erwägungen, auch der Staat hat ein mindestens ebenso gutes Recht, wenn er sich weigert, von sich aus den achtstündigen Arbeitstag zu befehlen und als Norm und Maximalmaß einzuführen.

Und das führt noch einen Schritt zurück zu einer gleich zu Anfang dieser ganzen Auseinandersetzung sich uns aufdrängenden prinzipiellen Frage: ob staatliches Eingreifen oder Selbsthilfe? ob von Staates Gnaden oder aus eigener Kraft? Seit dem Tag von Halle und seit dem Preisgeben des ehernen Lohngesetzes, wodurch sich unsere Sozialdemokraten dem Bestehenden mehr als bisher genähert haben, wird der Ruf nach Staatshilfe in ihren Reihen nur noch lauter und immer lauter erhoben werden; alles, was zur Befriedigung dieses Begehrens geschieht, wird ihnen stets nur als Abschlagszahlung erscheinen und ihre Hoffnung nach wie vor darauf gerichtet bleiben, daß der Staat ihnen immer mehr zu Willen sein und allmählich ganz in ihre Hände fallen müsse.

Wie sollen wir uns zu diesem Verlangen und überhaupt zu dem Gegensatz zwischen Staatshilfe und Selbsthilfe stellen? Fraglos ist das aus eigener Kraft Gewonnene und Eroberte, das Selbsterarbeitete und Selbstgeschaffene jederzeit auch das sittlich Wertvollere. Eine Kasse, zusammengeflossen aus den kleinen Beiträgen, um deren willen der Arbeiter die Tugend der Sparsamkeit üben und sich Entbehrungen auferlegen oder Genüsse versagen muß, und verwaltet von den Genossen, die hiebei Gerechtigkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit lernen sollen, kontroliert von der Gesamtheit, die jedes um die Gesamtheit erworbene Verdienst anzuerkennen, Billigkeit zu üben und sich in parlamentarische Formen zu fügen hat, leistet sittlich unendlich viel mehr als jede staatlich organisierte und subventionierte und bureaukratisch verwaltete Einrichtung. Und darum ist Selbsthilfe allem anderen vorzuziehen. Daß die höher stehenden Arbeiter diesen Weg mit Glück und Erfolg beschreiten können, das zeigt uns abermals das Beispiel Englands. Die Gewerkvereine haben dort aus eigener Kraft, nachdem nur erst die Bahn für ihre Organisation frei gemacht war, die materielle Besserstellung und die geistige Hebung ihrer Mitglieder erreicht, und darum lehnen sie auch, im Bewußtsein ihres Wertes und des Wertes ihrer selbstgeschaffenen Einrichtungen das Eingreifen des Staats ausdrücklich und prinzipiell ab; und so erfüllt die Genossen ein Gefühl der Kraft und der Selbständigkeit, ein Geist der Ordnung und der Zucht, ein Sinn für Ehre und Pflicht. Wie weit auch die ungelernten Arbeiter diesem Beispiele folgen und ohne Staatshilfe fertig werden können, das steht, wie wir gesehen haben, einstweilen noch dahin; in ihren Reihen wird eben deshalb das gleiche Ansinnen an den Staat gestellt, wie bei uns. Ob freilich solche gewaltigen Organisationen innerhalb des Staats auf die Dauer ohne Schaden für den Staat bestehen können, wie diese englischen Arbeitervereinigungen, davon an anderer Stelle noch ein Wort. Einstweilen kann uns die Erfahrung hierüber

nicht belehren, zumal da sie in dem festen Bau der deutschen Monarchie doch offenbar anders, weit mehr auflösend und abbröckelnd wirken könnten und müßten, als in dem loseren Gefüge des englischen Staatswesens.

Denn ebenso charakteristisch wie für England die auf Selbsthilfe gerichtete Bewegung, ist umgekehrt für Deutschland der Ruf nach Staatshilfe. Wir sind ein Jahrhunderte lang von oben herab regiertes und bevormundetes Volk, unsere Selbstverwaltung ist jung und vielfach noch recht unvollkommen; wir haben tüchtige Beamte, die wissen, was sie wollen und können, was sie sollen; unser Stolz ist die eiserne Mannszucht unseres Heeres und die Kunst des unweigerlichen Gehorsams; und selbst unsere körperliche Ausbildung ist nicht auf Selbsthilfe angelegt und berechnet, wir turnen statt zu boxen und das Turnen nimmt nachgerade den Charakter einer militärischen Vorbereitungsschule an und streift den des Freiwilligen und des Spiels immer mehr ab. Und vollends in den letzten zwei Jahrzehnten, unter Bismarcks starker Hand, haben wir im Gefühl der Sicherheit vielfach das Gefühl der Verantwortung und Selbständigkeit verloren; und so rufen wir denn in allen schwierigen oder auch nicht schwierigen Fällen nach Polizei und Staatsgewalt und überlassen die Initiative der Regierung; warum also nicht auch in der schwierigsten Frage, der sozialen? „Anforderungen an die Selbsthilfe sind an den deutschen Arbeiterstand kaum je gestellt“ [10]), auch ist diese nie gewünscht, vielmehr geradezu perhorresziert und verboten worden, und der Staat hat so oft zum Schutz der Massen eingegriffen, daß man sich an das Zweite gewöhnt und das Erste verlernt hat. Und zugleich giebt unser Wahlmodus mit seinem allgemeinen Stimmrecht der Arbeiterpartei gegründetere Aussicht als in England, wo auch nach dem letzten Wahlerweiterungsgesetz das Proletariat der ungelernten Arbeiter von der Stimmberechtigung ausgeschlossen blieb, in absehbarer Zeit die Gesetzgebung in ihre Hände zu bekommen, zumal wenn man fort-

fährt, durch die Diätenlosigkeit den gebildeten Mittelstand von Sitz und Stimme im Reichstag fernzuhalten. Und endlich ist im Zusammenhang mit alle dem unsere Auffassung vom Wesen und von den Aufgaben des Staates längst schon eine ganz andere geworden, als sie es zur Zeit Wilhelm von Humboldts gewesen, sie steht dem sozialistischen Ruf nach Staatshilfe nicht mehr entgegen, und so nehmen wir es als etwas Selbstverständliches hin, daß ihm vielfach entsprochen wird. Und in welch hochherzigem Sinn und Geist dies geschehen und der Staat an diese weitgehenden Wohlfahrtsaufgaben herangetreten ist, wir wissen es alle, mit Bewunderung hat uns seiner Zeit die Botschaft vom 17. November 1881 erfüllt.

Aber dabei bleibt doch das Bedenken von vorne herein möglich, und ich weiß nicht, ob ihm nicht die Erfahrung bereits ein gewisses Recht zu geben anfängt, daß durch eine immer weiter gehende und — dies ist damit fast unvermeidlich gegeben — bureaukratisch geleitete und geleistete Staatshilfe die so notwendige Erziehung der Arbeiter zur Selbstständigkeit gehemmt werde und der Arbeiter alles vom Staat erwarte. Die Utopisten wollen den Arbeiter zum Staatsangestellten und Beamten machen, sie vergessen aber, daß man auch dazu erst erzogen werden muß: die Pflichttreue, Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit unserer deutschen Beamten sind das Resultat einer langgeübten Disziplinierung, die Frucht einer harten Schule. Und in diesem Sinn wäre es verkehrt, wenn man von heute auf morgen unsere Arbeiter zunächst einmal mit den Gaben des Staates überschütten wollte, um zu sehen, ob dann die staatliche Gesinnung und das Pflichtgefühl gegen den Staat nachkomme. Nicht einmal das wäre daran das Schlimmste, daß die Begehrlichkeit in dem Maß zunehmen würde, je offener die Hand des Staates sich zeigte; sondern weit schlimmer noch erschiene mir, wenn die Arbeiter zu bloßen Gabenempfängern würden, die sich an Rechte gewöhnten, ohne

zu Pflichten erzogen und an ihre Erfüllung gewöhnt zu werden. Hart neben dem Königsweg der sozialen Monarchie, der die Schwachen schützt, geht bekanntlich der Irrweg des Cäsarismus, der die Massen mit Brot und Spielen füttert und sie doch nie befriedigt. Ohne Staatshilfe und ohne die Mithilfe geschulter Beamten geht es in Deutschland zunächst nicht ab, aber dieselbe muß in einer Weise gewährt werden, daß sie zur Selbsthilfe erzieht und sich immer wieder selbst überflüssig macht; oder, um mit Sidney Whitman[11]) zu reden, „die Disziplin, die bisher von oben herab gewirkt hat, muß fortan auch von unten herauf die ganze Masse des Volkes durchdringen." Also konkret ausgedrückt: die Arbeiter selbst müssen an allen zu ihren Gunsten von Staatswegen getroffenen Einrichtungen selber beitragen —, ich meine nicht bloß und nicht in erster Linie mit Geld, sondern vor allem mit Verständnis und Einverständnis über Nutzen und Wert derselben —, und es muß ihnen die Arbeit der Verwaltung oder zu Anfang wenigstens ein Teil derselben übertragen werden; nur so lernen sie Opfer bringen für das Ganze und nur so werden sie zum Dienst am Ganzen und an der Wohlfahrt aller intellektuell und moralisch erzogen.

Hier liegt zugleich auch die Versöhnung jener beiden uns erst nur in ihrer Gegensätzlichkeit erscheinenden Anschauungen, der individualistischen und der sozialistischen. Der Staat soll helfen, um den Geist der Selbsthilfe zu wecken, d. h. aus den äußeren Formen einer sozialen Werkthätigkeit heraus soll der soziale Geist wachsen, und dieser soll jeden Einzelnen mit dem Bewußtsein erfüllen, daß es auf ihn und seine Initiative mit ankomme, und ihn so zu einer freien und selbstbewußten Persönlichkeit, zu einer selbständigen und charakterfesten Individualität machen. So nur wird „die höchste Freiheit eines Jeden mit dem höchsten Dienste für das Wohl aller verbunden sein."[12])

Wie die Arbeiter, so müssen nun aber auch die Arbeit-

geber zu dieser sittlich-sozialen Gesinnung erzogen werden. Gewiß fordert das die Schule Brentanos mit Recht, wenn sie nur darüber nicht versäumt, mit demselben Nachdruck das andere hervorzuheben, das ich eben deshalb vorangestellt habe, die Erziehung des Arbeiters.

Unsere Arbeitgeber sind ja längst nicht mehr alle und sind namentlich in Deutschland kaum je solche rücksichtslosen Egoisten gewesen, wie sie es bei dem vollen Sieg des Individualismus hätten sein können. Der Geist der öffentlichen Sitte und Sittlichkeit, an dem doch auch sie teilhaben, und die in Deutschland nie ganz beseitigte Eindämmung des Individualismus durch den Staat und seine Gesetze haben zusammen dahin gewirkt; und selbst wenn der böse Wille auch bei ihnen vielfach vorhanden gewesen sein sollte, äußerlich mußte er sich gewisse Schranken auferlegen. Aber item, ob gern oder ungern, ob aus kluger Berechnung oder aus echt humaner Gesinnung heraus, thatsächlich finden wir seit geraumer Zeit unsere Arbeitgeber bemüht, durch Wohlfahrtseinrichtungen aller Art den Arbeitern entgegenzukommen und so die Lage derselben erträglicher und menschenwürdiger zu gestalten. Und wo vollends mit dem Fabrikanten seine Frau und seine Töchter in derartigen humanitären Bestrebungen wetteifern, da füget auch hier das Ewig Weibliche „zum Guten den Glanz und den Schimmer."

Das waren natürlich zu Anfang Wohlthaten, war die Fürsorge eines guten Herrn für seine Untergebenen oder geradezu die eines Vaters für seine Kinder. Dieses patriarchalische Verhältnis hat nun aber für den Arbeitgeber selbst die bedenkliche Seite, daß es ihm das Gefühl der Überlegenheit und Herrschgewalt gibt und ihn geradezu darin bestärkt; wie beim aufgeklärten Despotismus heißt es günstigsten Falls: alles für das Volk, aber nichts durch das Volk! Das mag in kleinen und engen Verhältnissen, wo der Fabrikherr alle seine Leute übersieht und jeden Einzelnen kennt, gehen, und

es mag dauern, solange er ein taktvoller Mann ist, vielleicht gar einer, der als selfmade man aus den Reihen der Arbeiter selbst hervorgegangen ist und ihnen darum an Bildung und Lebensanschauung persönlich noch nahe genug steht. Aber schon in der zweiten Generation wird das leicht anders werden — und es kam ein neuer Pharao auf in Egypten und der wußte nichts von Joseph —, der junge Herr wird vornehm und absolutistisch, wird übermütig und frech, und aus dem väterlichen Gefühl überlegener Fürsorge wird der verletzende Hochmut des Herrenbewußtseins.

Was aber für die Arbeiter das Schlimmste ist, in allem dem liegt für sie keine Gewähr der Dauer und des Rechts, der Allgemeingültigkeit und Sicherheit. Und daher stellen solche persönlich gewährten Wohlthaten den Arbeiter, im Gefühl bleibender Unsicherheit und möglicher Zurücknahme, nie zufrieden; und in der Seele des über diesen Undank scheinbar mit Recht empörten Arbeitgebers wuchert dann Menschenhaß und Verachtung. Statt gerne zu geben und dankbar zu nehmen ist das Resultat vielmehr — danklose Unzufriedenheit auf der einen, hochmütige pessimistische Verachtung auf der andern Seite, kein sittlich soziales Bewußtsein gemeinsamen Zusammenarbeitens, sondern ein hin und her verbittertes und vergiftetes Feindschaftsverhältnis, das in Konflikte hineinführt und die Konflikte heillos verschärft und unlösbar macht.

Daher können solche Wohlfahrtseinrichtungen, ähnlich wie das, was von seiten des Staates geschieht, nur dann von Wert sein, wenn sie Hilfe werden zur Selbsthilfe. Hilfe zur Selbsthilfe aber heißt Hilfe zur Freiheit und Unabhängigkeit, zur Gleichberechtigung und Selbständigkeit. Gerade das anzuerkennen und in diesem selbstlosen Geist und Sinn zu wirken, fällt aber unseren Fabrikanten am schwersten; denn nichts schmeichelt der menschlichen Eitelkeit so sehr, als Wohlthäter sein und Vorsehung spielen zu können. Allein darauf

Verzicht zu leisten verlangt von ihnen der soziale Geist. In den Schöpfungen, die sie zu Gunsten ihrer Arbeiter ins Leben gerufen haben, sollen sie mit ihrer Persönlichkeit zurücktreten und ihnen dieselben zur möglichst freien Selbstverwaltung hingeben. Und daneben doch nicht völlig unpersönlich werden, sondern wie Carlyle das genannt hat, Hauptmann der Industrie, Führer seiner Scharen bleiben, sich durch Undank nicht entmutigen, durch Selbstwilligkeit nicht isolieren, durch Opposition nicht verbittern lassen: das sind in der That hohe Anforderungen, die an den Takt, an die Opferwilligkeit und Selbstlosigkeit des Arbeitgebers in unseren Tagen gestellt werden. Allerdings könnte man auch hier noch einmal den Köder des Egoismus auswerfen und sagen: solche scheinbaren Opfer sind oft gerade das beste Anlagekapital, und die Tüchtigkeit eines durch solche Haltung gewonnenen festen Arbeiterstammes entschädigt durch die Güte der Leistungen für die gebrachten Opfer reichlich. Allein es reicht nicht aus und es hilft nichts: sozial sein heißt in der That sich für andere aufopfern, seine Interessen in denen der Allgemeinheit aufgehen lassen, sich im andern sehen und den anderen als ein Ich, als eine mir gleichberechtigte freie Persönlichkeit anerkennen.

Zu dieser Gleichberechtigung gehört aber noch Eines, und dazu verstehen sich unsere Fabrikanten am schwersten, selbst in der republikanischen Schweiz will es damit nicht recht voran[13]): ich meine die Vereinbarung der Fabrikordnung mit den Arbeitern und die regelmäßige und sozusagen parlamentarische Festsetzung von Arbeitslohn und Arbeitszeit durch gemeinsamen Beschluß von Arbeitgebern und Arbeitern, die Einrichtung von Arbeiterausschüssen zur Beratung über alle solche gemeinsame Angelegenheiten. Die „Disziplin von oben" erscheint uns noch immer als die einzig mögliche Form; daß man Gesetze sich selber geben und sich durch eine Ordnung selbst beschränken kann, will uns allen nur schwer einleuchten; und daß die Arbeiter in ihren Ansprüchen an Lohn und freie

Zeit Verständnis zeigen könnten für die durch die Lage des Weltmarkts geforderte notwendige Verkürzung des einen oder der andern, das traut ihnen der gewiß freilich vielfach mit gutem Grund mißtrauische Fabrikherr weder intellektuell noch moralisch zu. Und doch, daß es möglich ist, zeigt das Beispiel Englands, wo die Gewerkvereine sich alle diese Rechte allmählich erobert haben und offenbar für gewöhnlich keinen Mißbrauch damit treiben. Und daß es das Ziel ist, wenn Lohnarbeit nicht Lohnsklaverei sein und Ernst gemacht werden soll mit der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit auch des niedersten Arbeiters, darüber besteht für mich kein Zweifel. Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen, das ist's doch. Zur Freiheit muß aber nicht bloß der erzogen werden, der sie bekommen soll, sondern ebensosehr auch der andere, der sie geben und der, um sie zu geben, auf Alleinherrschaft verzichten will. Unsere Fabrikanten aber, meine ich, sollten hoch genug stehen, um diese Dinge bei Zeiten einzusehen und darum lieber sich selbst erziehen und freiwillig auf ein unhaltbar Gewordenes verzichten, als sich zwingen und durch Schaden erst klug machen lassen.

Ob endlich noch ein Schritt weiter gethan werden kann und der Unternehmer seine Arbeiter in irgend einer Form am Gewinn beteiligen, sich mit ihnen zu einer Art von Anteilsgenossenschaft zusammenthun soll, mag in diesem Zusammenhang auch noch gefragt werden. G. Schmoller[14]) ist jüngst erst sehr warm dafür eingetreten, natürlich in der Gestalt, daß der feste Geldlohn mit Gewinnanteilen verbunden bleiben und so die Vorteile beider, der republikanischen und der monarchischen Form mit einander kombiniert werden möchten. Auch hier zeigt sich der Übergang von dem patriarchalisch-zufälligen System der Weihnachtsgeschenke und Neujahrs-Gratifikationen zu dem vertragsmäßig festgestellten „Bonus“, und der Gegensatz zwischen der auf Individualismus beruhenden, isolierenden und den Egoismus des einzelnen Arbeiters entfesselnden Akkordbezahlung auf der einen und der alle

am Gedeihen des Ganzen interessierenden und so zu gemeinsamer Kraftanstrengung spornenden Gewinnbeteiligung auf der andern Seite. Die Folgen werden uns da, wo sich die Einrichtung bewährt, als die segensreichsten gerühmt. „Die Stimmen der Unternehmer,“ sagt Schmoller, „sind alle darüber einig, daß die Anstrengung der Leute, ihr Fleiß, ihre Sorgfalt und Sparsamkeit mit Material und Maschinen in stärkerer Proportion zugenommen haben, als die ihnen bezahlten Anteile den Lohn erhöhten, daß also die Unternehmer ein gutes Geschäft gemacht, die Anteile nicht aus ihrer Tasche, sondern aus dem besseren Geschäftsertrag bezahlt haben. Der häufige und schädliche Wechsel von Beamten und Arbeitern hört auf oder wird vermindert, die Leute werden an das Geschäft gefesselt; das Aufsichtspersonal kann reduziert werden; kleine Diebereien und Mißbräuche aller Art, die früher nicht zu hindern waren, verschwinden, weil die Leute selbst derartiges nicht mehr dulden; sie sehen ein, daß sie sich selbst bestehlen, ihren Anteil vermindern. Fast überall hat sich so eine merkwürdig tiefgreifende erziehende Kraft des Anteilsystems gezeigt, die durch kein anderes Mittel zu ersetzen ist. Der mit Gewinn beteiligte Arbeiter fängt an, jeden Moment zu überlegen, was das Geschäft fördere, er wird erfindungsreich, er vervollkommnet die Produkte, ohne erst gemahnt, getrieben zu werden. Er lernt von selbst die Wechselfälle des Geschäftslebens kennen und giebt so utopische Forderungen und Pläne auf. Er wird aus einem Feind, der den Arbeitgeber haßt und beneidet, sein teilnehmender Genosse. Eine Reihe der Geschäftsberichte solcher Häuser rühmen, daß eine Strenge, eine Genauigkeit, eine Anforderung an Präzision und Leistungsfähigkeit möglich wurde, der jeder [bloß] in festen Löhnen bezahlte Arbeiter sich widersetzen würde und sich früher widersetzt hatte. Natürlich der [bloß] in festem Lohn bezahlte Arbeiter arbeitet für fremde Interessen, der gewinnbeteiligte für seine eigenen.“

Allein so einleuchtend die Vorteile des Systemes hiernach scheinen, so hat dasselbe doch unter Arbeitgebern und Arbeitern inzwischen noch nicht allzuviel Anklang gefunden. Der Fabrikant fürchtet, daß „eine Gewinnbeteiligung ihm die Herrschaft im eigenen Hause nehmen könne, daß die Leute, die ein Recht auf einen Anteil des Gewinns erhielten, seinen Geschäftsabschluß prüfen wollten", und so sieht er in ihr „die schiefe Ebene, die immer weiter abwärts zur Auflösung alles Bestehenden führe". Aber auch die Arbeiter können sich mit dem System nicht befreunden: ihnen erscheint es so, als wolle man den festen Lohn verkürzen und einen Teil von dem, was ihnen von Rechts wegen zukomme, unsicher und von den Chancen des Geschäfts abhängig machen; denn daß der Bonus nur bei günstiger Geschäftslage ausbezahlt wird, versteht sich von selbst. Und zu denken giebt doch, daß der Versuch vielfach mißlungen und eine Reihe von Geschäften genötigt gewesen ist, das bereits eingeführte System wieder zu beseitigen.

Aber daß neben Produktivgenossenschaften und Gewerkvereinen, neben Arbeiterausschüssen und Wohlfahrtseinrichtungen auch die Gewinnbeteiligung als eines der Mittel zu nennen ist, die zur geschäftlichen und sittlichen Erziehung von Arbeitern und Arbeitgebern beitragen und so den sozialen Frieden anbahnen helfen, wollen wir gerne zugestehen. Der ihr zu Grund liegende Gedanke, die Form herrschaftlich und autoritativ geleiteter Geschäfte mit dem genossenschaftlichen Inhalt und Charakter zu verbinden und von unten her und von innen heraus in den einzelnen Geschäften mit der Herstellung des Friedens zu beginnen, ist gewiß ein durchaus gesunder und guter; und erfolgreich sicherlich vor allem dann, wenn man solche Dinge nicht mit der Gewaltthätigkeit des Doktrinärs von heute zu morgen einführen und sie sofort zum Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung machen will, sondern wenn man wie Schmoller anerkennt, daß auch hier alles langsam wachsen und werden und das Äußere immer nur Hand

in Hand mit dem Innern sich durchsetzen, alles nur gelingen kann, wenn die Menschen dazu erzogen, sittlich erzogen werden.

Endlich möge hier noch Eines seine Stelle finden. Wenn der Ausgangspunkt der ganzen Frage in der Verdrängung der kleinen Betriebe durch die großen wenigstens mit zu suchen ist, so ließe sich vielleicht fragen, ob nicht diesem Prozeß selbst Einhalt gethan werden könne und solle? Natürlich nicht in dem Sinn, als ob nun die Großindustrie eingeschränkt und ihr die Lebensader unterbunden werden müßte, wohl aber so, daß die bestehenden Kleinbetriebe geschützt und erhalten und namentlich den kleineren Handwerksmeistern aufgeholfen würde. Und wenn man an den sittlichen Fonds denkt, der unserem deutschen Volke seit dem Mittelalter in diesem ehrenwerten Kleinbürgertum aufgespeichert ist, so wird man allerdings jede Einbuße in dieser Richtung beklagen, jede Schutzmaßregel zu Gunsten dieses Standes begrüßen müssen. Aber hier ist die Frage doch eine andere, nämlich die, ob es nicht möglich sei, den guten Geist, der in diesen Kreisen vorhanden war, wenn auch in anderer, sozusagen freierer Form auf die in der Großindustrie beschäftigten Arbeiter zu übertragen und namentlich etwas von dem sittlichen Verhältnis, das dort zwischen Meister und Gesellen bestand, (übrigens gegenwärtig, soweit ich das in meiner Umgebung zu erkennen und von ihr aus zu schließen vermag, mehr und mehr verloren gegangen ist und auch durch ein Kontraktbruchgesetz schwerlich wieder hergestellt werden wird), in dem Verhältnis zwischen dem Großindustriellen und seinen Arbeitern wieder aufleben zu lassen und so die rechtliche Form des Arbeitsvertrags mit sittlichem Inhalt zu erfüllen und zu beleben? Sicherlich; nur werden dabei nicht Verträge auf lange Dauer mit Zwangsmitteln und Strafgesetzen zu ihrer Einhaltung helfen; sondern umgekehrt nur da, wo der soziale Friede wohnt und Arbeiter und Arbeitgeber in einem sittlichen Verhältnis der Gerechtigkeit und der Zufriedenheit miteinander sich ausgeglichen und ineinander ge-

funden haben, werden auch ohne solche bindende und zwingende Verträge dauernde Beziehungen sich einstellen, und wird an Stelle des ewigen Kommens und Gehens ein bleibender Stamm seßhafter und anhänglicher Arbeiter sich herausbilden.[15])

Und so läuft es schließlich doch von allen Seiten und bei allen den vor- und eingeschlagenen Wegen „zum sozialen Frieden" immer wieder auf das Eine und Selbe hinaus: zum sozialen Geiste zu erziehen, beide Teile, Arbeitgeber und Arbeiter gleichermaßen durch Wort und That, durch Belehrung und durch Gewöhnung, durch Experiment und Erfahrung, durch Sitte und Gesetz einem solchen ethischen Sozialisierungsprozeß zu unterwerfen, das ist die große, die einzig praktische Aufgabe der Zukunft. Und daran mitzuarbeiten sind wir um so mehr alle berufen, weil wir alle in irgend einer Weise Arbeiter oder Arbeitgeber oder beides zugleich sind; darum kann auch jeder an seinem Teil zur Lösung dieser großen Aufgabe beitragen und wird es um so mehr können, je entschiedener und energischer er dabei — an sich selbst anfängt. Wir Gebildeten haben alle an unseren Dienstboten ein Stück sozialer Frage im eigenen Haus, und es will mir oft vorkommen, als ob gerade hier Abhilfe und Besserung am dringendsten not thue. Die Klagen über die schlechten Dienstboten beweisen nur, wie unhaltbar und unerquicklich das ganze Verhältnis in seiner jetzigen Gestalt und Form geworden ist. Schon das Wort „Herrschaft" klingt herrisch und schon dem Wort „Dienstbote" haftet noch etwas an wie Knechtschaft und Sklaverei. Also weg mit den Worten und weg mit der Sache; und überlege es dir einmal, du Leser und du Leserin, ob du nicht mit ein wenig gutem Willen vieles besser machen könntest! Aber mit gutem Willen, das ist die Hauptsache, und das müssen deine Leute spüren; du mußt zu ihnen ein Herz fassen, dann werden sie es auch zu dir fassen können; denn Menschen seid ihr doch beide. Sonst fürchte ich, werden sie es leicht nur gut und selbst besser bei dir haben, aber du wirst sie nicht besser

machen und vor allem du selbst wirst dadurch weder gut sein noch besser werden.

Doch das war nur eine Einzelheit, war nur ein Beispiel. Die Aufgabe ist eine allumfassende, und in dieser ihrer Größe liegt die Gefahr für unsere nächste Zukunft und wohl noch weiterhin für geraume Zeit. Denn soviel auch schon gethan, soviel schon Not gemildert, Lage verbessert, Masse organisiert ist, unendlich viel mehr bleibt noch zu thun, und gerade die Hauptsache ist noch ungethan: unerzogene Elemente hier, unerzogene Elemente dort, wie soll daraus die sozial erzogene Gesellschaft werden? Wird uns die Weltgeschichte Zeit lassen zu dieser Erziehung des Menschengeschlechts? Es will mir oft vorkommen, als passe das 1816 politisch gemeinte Wort Uhlands auch auf unsere heutigen sozialen Zustände:

Untröstlich ist's noch allerwärts;
Doch sah ich manches Auge flammen
Und klopfen hört' ich manches Herz.

Auf 1816 kam 1866 und 70; aber dazwischen liegen die Sturmjahre von 1830 und 1848. Doch freilich, so einfach pflegt sich die Weltgeschichte nicht zu wiederholen. Sie geht ihren eisernen Gang und kümmert sich nicht um die Individuen, oft kaum um Nationen. Und doch, was wäre die Geschichte ohne Nationen und ohne Individuen? Darum sursum corda! auf die Herzen! Vielleicht gehts doch, und es kommt nur eben noch auf dich an, daß es geht. Also Hand ans Werk!

Anmerkungen zum dritten Kapitel.

[1]) (S. 56.) Dr. Gerhart von Schulze-Gävernitz, zum sozialen Frieden, 2 Bd. Leipzig 1890.

[2]) (S. 59.) Neben Schulze-Gävernitz ist beispielsweise zu nennen ein Aufsatz von Ludwig Freiherr von Omptede a, die Pioniere von Rochdale und ihre Nachfolger. Eine Studie über die Anteilswirtschaft in England. (Preußische Jahrbücher Bd. 49, 1882, S. 453 bis 487). In Frankreich denke ich etwa an das Familistère von Maurice Godin zu Guise, über welches J. von Unger im Archiv „die Frau" (1886) berichtet; und über amerikanische Produktivgenossenschaften finden sich einige Angaben in den „Moralischen Reden" von William Mackintire Salter V: Moralische Mittel zur Lösung der Arbeiterfrage S. 86 ff.; sowie in dem mir eben noch zugehenden Werke von Richard T. Ely, the Labor Movement in America. — Auch Franz Hitze, Kapital und Arbeit und die Reorganisation der Gesellschaft (1880) erklärt Produktivassociationen für sein Ideal; einstweilen freilich will er sich mit Wiederherstellung der Zünfte, obligatorischen Innungen, Preistaxen und dgl. begnügen.

[3]) (S. 59.) Das klassische Werk hierüber ist Lujo Brentano, zur Geschichte der englischen Gewerkvereine 1871.

[4]) (S. 65.) Schulze-Gävernitz a. a. O. Bd. II, S. 433 ff., wo auch ein in diesem Sinn sich aussprechender Brief Brentanos abgedruckt ist; vergl. auch dessen Ausführungen auf der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik in Frankfurt a. M. am 27. Sept. 1890 nach den stenographischen Protokollen derselben (Leipzig 1890); und eben dort die Äußerungen von Professor Munro aus Manchester. Endlich noch Brentanos Rede über die Stellung der Gebildeten zur sozialen Frage (Beil. zur Allg. Zeitg. 1890 Nr. 128 f.).

[5]) (S. 66.) Nach dem Sitzungsbericht der Assemblée Nationale vom 14. Juni 1791 (Gazette Nationale ou le Moniteur Universel Nr. 166 d. J.) wurde (den Arbeitern) verboten prendre des arrêtés ou délibérations, former des réglements sur leurs prétendus intérêts communs; und ebenso erklärte der Bericht-

erstatter in der Debatte über diese Beschränkung der Koalitionsfreiheit, ohne Widerspruch zu finden: il ne doit pas être permis aux citoyens de certaines professions de s'assembler pour leurs prétendus intérêts communs; denn der Zweck solcher Vereinigungen sei doch nur: de forcer les entrepreneurs de travaux à augmenter le prix de la journée de travail!

6) (S. 66.) Über Carlyle giebt Schulze-Gävernitz a. a. O. Bd. I S. 77 ff. für diejenigen genügenden Aufschluß, welche es nicht vorziehen, den Schriften dieses bedeutenden Mannes persönlich näher zu treten; über Lord Ashley oder Lord Shaftesbury, wie er später hieß, vgl. den eingehenden Essay von Gustav Cohn in der Deutschen Rundschau, Dezember 1889 und Januar 1890.

7) (S. 69.) Der deutsche und der englische Arbeiter. Eine vergleichende Betrachtung sozialer und sittlicher Zustände von Sidney Whitman, Berlin 1891 (erweiterter Abdruck eines in den Preußischen Jahrbüchern, Oktoberheft 1890, erschienenen Aufsatzes).

8) (S. 76.) Vgl. die Abhandlung von Gustav Schmoller, das untere und mittlere gewerbliche Schulwesen in Preußen, in den Aufsätzen zur Sozial- und Gewerbepolitik der Gegenwart. S. 247 bis 276. Am schlimmsten sieht es in dieser Beziehung wohl noch in Elsaß-Lothringen aus.

9) (S. 79.) Schmoller in dem Anmerk. 8 citierten Aufsatz S. 276.

10) (S. 82.) Sidney Whitman a. a. O. S. 25.

11) (S. 84.) Sidney Whitman a. a. O. S. 25.

12) (S. 84.) Ein Wort von Felix Adler, das Salter a. a. O. III, S. 48 citiert.

13) (S. 87.) Darauf weist ausdrücklich hin G. Königs, die Durchführung des schweizerischen Fabrikgesetzes 1891 S. 75.

14) (S. 88.) G. Schmoller, über Gewinnbeteiligung, a. a. O. S. 441—461; die daraus citierte Stelle findet sich auf S. 455 f.

15) (S. 92.) G. Schmoller, die Natur des Arbeitsvertrags und der Kontraktbruch, a. a. O. S. 64—130.

Viertes Kapitel.

Staat und Kirche; Vaterland und Internationalität.

Der Sozialismus trifft auf schon bestehende soziale Verbände, vor allem auf Staat, auf Kirche und auf Familie. Wie stellt er sich zu diesen? Wird er sie feindlich negieren und etwas Anderes und Neues an ihre Stelle setzen? oder freundlich sich mit ihnen verbinden, sie in sich aufnehmen und in seinem Sinn umgestalten? Das erheischt Antwort.

Von Staat und Kirche war teilweise schon die Rede; das gestattet, uns kurz zu fassen. Der recht verstandene und sich selbst verstehende Sozialismus hebt den Staat nicht auf; er will ihn vielmehr umgekehrt in seine Dienste nehmen, mit seinem Geist erfüllen und die Grenzen seiner Wirksamkeit erheblich erweitern. Heute schon begehrt er dringend seine Hilfe, und in Zukunft soll der Staat, ähnlich und doch wieder ganz anders als bei Hobbes, der große Leviathan werden, der alles Private verschlingt. Alles verstaatlicht! ist ja die Devise des sozialistischen Zukunftsstaates. Nur thörichte Extreme, namentlich einige Russen und das ganze ruchlose Gesindel der Anarchisten denken an die Zertrümmerung des Staates und an die Auflösung desselben in lauter kleine selbständige Kommunen. Aber damit ginge ja gerade das Erstrebte, die Produktion im Großen und die planmäßige Leitung von Produktion und Konsumtion, die soziale Zusammenfassung der Gütererzeugung und Güterverteilung verloren; und so wider-

spricht diese im engeren Sinn kommunistische Form dem Grundprinzip und der Idee des Sozialismus durchaus.

Freilich meint auch Bebel:[1]) „mit der Aufhebung des Privateigentums und der Auslöschung der Klassengegensätze fällt auch allmählich der Staat; seine Organisation verschwindet, ohne daß wir sie vermissen.“ Aber die Art, wie er diese Umwälzung unter Berufung auf eine Stelle von Friedrich Engels schildert, zeigt, daß dies im wesentlichen nur ein Streit um Worte, vielleicht auch gewissen unbequemen Fragern gegenüber ein bequemes Auskunftsmittel ist. An die Stelle einer Regierung über Personen tritt allerdings vorwiegend die Verwaltung von Sachen, die Leitung von Produktionsprozessen, der politische Apparat verschwindet oder wird doch erheblich reduziert, eine Reihe von Gesetzen und Funktionen sind überflüssig geworden, und so mag man denn sagen, daß es „schließlich nur noch eine sozialistische Gesellschaft, keinen sozialdemokratischen Staat“ mehr gebe. Allein einstweilen können wir mit um so mehr Recht vom sozialistischen Zukunfts*staat* reden, weil dies die einzige Form ist, in der wir uns vorläufig die Bewältigung so umfassender Verwaltungsaufgaben vorstellen können.

Und so schreckt uns denn auch der Gedanke eines immer weiter gehenden Verstaatlichungsprozesses heute nicht mehr in dem Grade wie früher. Denn thatsächlich stehen wir in diesem Prozeß mitten inne, wir sehen seinem Fortgang als einem notwendigen mit Seelenruhe zu, wir begünstigen ihn auf diesem und jenem Punkt, treten an der Wahlurne oder in der Presse für ihn ein und wägen die Vorteile und Nachteile eines immer umfangreicheren Staatsbetriebs ruhig und leidenschaftslos gegen einander ab. Nun kann man Bebel[2]) zugeben, daß diese staatlich verwalteten Betriebe keine sozialistischen sind, daß der heutige Staatsbetrieb nicht ohne weiteres als sozialistischer Betrieb angesehen und als Verwirklichung sozialistischer Bestrebungen betrachtet werden darf. Aber das von ihm angeführte Beispiel, für dessen Thatsächlichkeit ich die Verantwortlichkeit

natürlich ihm überlassen muß —, daß „in den Etablissements der Reichsmarine die Verordnung erlassen worden sei, über vierzig Jahre alte Arbeiter nicht in Arbeit zu nehmen", — beweist höchstens, daß der Staat als Arbeitgeber ebenso gut kapitalistisch ausbeuten kann wie Privatunternehmer und daß es gelegentlich auch in der Staatsverwaltung an der wünschenswerten sozialen und humanen Gesinnung fehlt. Auch neueste Vorgänge im Glatzer Gebirge weisen darauf hin. Aber daß die Verstaatlichung von Instituten wie Post, Telegraph, Eisenbahn und drgl. dennoch als Vorbereitungen und Anfänge, als Stationen auf dem Wege zur Verwandlung der Produktionsmittel in Gesellschaftseigentum betrachtet werden darf, leugnet auch Bebel nicht. Und so wird man doch sagen müssen, daß wir uns durch diesen Verstaatlichungsprozeß, wie er namentlich in den letzten zwanzig Jahren eingeleitet worden ist, und ebenso durch die ihn vorbereitende und gegen die Atomisierung des Wirtschaftslebens sich von oben her richtende Kartellbewegung, allmählich immer energischer in den sozialistischen Gedankenkreis einleben. Hat doch an dem, freilich verfrühten und nur auf Grund übertriebener und künstlich gesteigerter Erwartungen uns plausibel gemachten Plan der Verstaatlichung eines Arzneimittels heute schon niemand mehr Anstoß genommen, so weittragend der Präzedenzfall hätte sein müssen. Denn wie eng oder wie weit hier die Grenzen des Möglichen, des Berechtigten, des Vorteilhaften zu ziehen sind, ist niemand imstande anzugeben; und noch viel weniger vermag jemand vorauszusehen, wo diese Grenze thatsächlich gezogen werden wird. Vielleicht ist die Frage des Boden-Monopols in absehbarer Zeit diejenige, an welcher sich die Kraft des sozialistischen Gedankens zuerst wird zu erproben haben. Allein diese erste Kraftprobe schon würde zeigen, wie groß noch immer die Macht der Gewohnheit und der Sitte und wie kompliziert und verschiedenartig die Verhältnisse sind, die hiebei zu berücksichtigen, wie enorm die Schwierigkeiten sind, die zu überwältigen wären.

Eins aber geht aus dem Gesagten sicher hervor. Unsere Auffassung vom Staat und von seinen Aufgaben ist heute eine wesentlich andere als die, welche Wilhelm von Humboldt in seiner von uns bereits erwähnten[3]) Schrift über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates vertreten hat. Daß der Staat „sich aller Sorgfalt für den positiven Wohlstand der Bürger enthalten“ solle, erscheint uns geradezu als eine Ungeheuerlichkeit. Eine Formel für dieses staatliche Eingreifen und seine Grenzen giebt es überhaupt nicht[4]), sondern nur ein Oscillieren zwischen viel und wenig, zwischen eng und weit; im einzelnen wird diese Grenzbestimmung weit mehr abhängen von der Gesamtanschauung und von Grundrichtungen, von Bedürfnissen und Gefühlen, von Zeitströmungen und Gewöhnungen. Und so wird man nur sagen können: in der Frage der materiellen Interessen sind wir im Augenblick im Begriff, vom Staat recht viel und immer mehr zu verlangen; die geistigen Interessen dagegen fordern, z. B. auf dem Gebiet der Erziehung und des höheren Unterrichts[5]), ein allmähliches Nachlassen des eine Zeitlang allzu straff gespannten Bogens. Das erscheint uns heute als Recht, nicht ohne daß dort gegen die Ausdehnung der Staatsthätigkeit eine starke Opposition sich sträubt, und hier der Staat selbst von einer Lockerung seiner Herrschaft noch nicht allzuviel wissen will; und überdies mahnen die bekannten Herrschaftsgelüste der Kirche in der That zur allergrößten Vorsicht, damit nicht belgische Zustände wenigstens in den katholischen Landesteilen Deutschlands Platz greifen.

Wenn nun aber auch der Sozialismus, selbst ganz zu Ende gedacht, den Staat als solchen nicht negiert, so liegt — das zeigen jene einseitig sich am Wort versteifenden Ausführungen Bebels allerdings — die Sache natürlich ganz anders, wenn man fragt, wie er sich zu unseren heutigen, auf nationaler Grundlage aufgebauten Staaten verhalte? Um zweierlei handelt es sich dabei —, um die Expansions-

kraft des sozialistischen Zukunftsstaates und um die Verfassung, welche sich ein solcher geben müßte.

Notwendig scheint freilich, um mit dem Ersten zu beginnen, die Ausdehnung des sozialen Staates über die Grenzen unserer heutigen nationalen Staaten, die völlige Entnationalisierung desselben nicht zu sein. Bellamy redet von einer Mehrheit von industriellen Republiken und will nur in Nordamerika mit der Zusammenfassung der Nation zu einem einheitlichen Industriestaat die dortigen Einzelstaaten als überflüssig in Wegfall kommen lassen. Und Hertzka[6]) erklärt ausdrücklich: „es sei nicht anzunehmen, daß die soziale Entwicklung auf dem ganzen Erdboden oder auch nur in allen Kulturstaaten des Abendlandes vollkommen gleichlaufend fortschreite: neben Staaten, in denen das Prinzip der wirtschaftlichen Gleichberechtigung zum vollständigen Durchbruch gelangt, der soziale Entwicklungsprozeß somit abgeschlossen sein wird, werden Gemeinwesen existieren, in denen diese Entwicklung erst in ihren Rudimenten vorhanden sein dürfte, und wieder andere, in denen sie noch gar nicht begonnen hat."

Allein es macht doch erhebliche Schwierigkeiten, sich einen von individualistisch organisierten Staaten umgebenen Sozialstaat vorzustellen. Derselbe verwirft das Geld prinzipiell und braucht solches doch zum Verkehr nach außen; dadurch würde er von vorne herein in eine Situation kommen, die an diejenige von Sparta mit seinem eisernen Gelde erinnerte. Und während es im Wesen des sozialen Staates liegt, freihändlerisch zu sein, müßte er, der alles produziert und austeilt, durch die schärffste Zollbewachung die Grenzbewohner absperren, damit nicht durch Import und Export und durch die beständige Einwanderung fremder Arbeitskräfte das ganze System ausgleichender Gerechtigkeit und die Kontrolle ins Schwanken geriete und erschwert würde[7]).

Dazu kommt die Abneigung der Sozialisten auf der ganzen Welt gegen unsere „unproduktiven" stehenden Heere.

Wie sich aber ein Sozialstaat inmitten einer waffenstarrenden Welt wie der heutigen ohne solche, günstigsten Falls mit Milizen behaupten wollte, ist nicht abzusehen. Hier war ja Bellamy für seine Utopie auf amerikanischem Boden im Vorteil; auch England mit seiner insularen Lage ließe sich gegen derartige Gefahren gesichert vorstellen; vielleicht selbst die durch die Eifersucht der Großen in ihrer Existenz geschützten kleinen Staaten in unserer Mitte. Aber wir —?! Und deshalb erklärt Hertzka ausdrücklich, daß auch der sozialistische Staat „kriegerischer Tüchtigkeit nicht entraten könne, wenn er nicht die wohlfeile Beute des zwar nach jeder anderen Beziehung unendlich schlechteren, ihm aber gerade in diesem Punkte überlegenen ausbeuterischen Nachbarn werden wollte". Ja er erinnert selbst an die „halbwilden Völkerschaften Zentralasiens, die wahrscheinlich mit ihren ungezählten Scharen über die europäischen Kulturvölker herfallen würden, falls diese infolge der sozialen Emancipation ebensosehr an Kriegstüchtigkeit verlieren, wie an Reichtum zunehmen würden." Seine Hoffnung, daß aber auch im „brutalen Daseinskampfe des Krieges der soziale dem ausbeuterischen Staate voraussichtlich unendlich überlegen sein würde", da der „freie, intelligente, harmonisch entwickelte Mensch" dort dem „ausgemergelten, moralisch und körperlich verkommenen Proletariat der ausbeuterischen Gesellschaft" hier gegenüberstünde, ist natürlich eitel utopisch und geradezu beleidigend. Unser deutsches Heer ist doch kein derart „verkommenes" Gesindel; und wie viel oder wie wenig dagegen auch turnerisch und gymnastisch erzogene Milizen wert sind, das zeigt uns ein Blick auf schweizerische Truppen zur Genüge. Herbert Spencers [8]) Unterscheidung eines kriegerischen und eines industriellen Gesellschaftstypus mag ja mit Recht belächelt werden; aber daß auch im Kriege der industrielle Mensch dem kriegerischen überlegen sein würde, das wenigstens wird uns niemand einreden können.

Und so bliebe doch nur Eines —, die Negation aller

nationalen Staaten und an ihrer Stelle die Internationalität, wie denn auch das Gothaer Programm „sich des internationalen Charakters der Arbeiterbewegung bewußt“ zu sein erklärt und das Feldgeschrei: „Proletarier aller Länder vereinigt euch“ immer energischer ertönt und bei den verschiedensten Gelegenheiten immer greifbarere Gestalt annimmt[9]). Und so droht denn auch Hertzka, falls die Militärstaaten die Ruhe der sozialen Entwicklung stören sollten, mit einer „siegreichen kriegerischen Propaganda der Sozialreform“; und ebenso erwartet Bebel eine Explosion, die „sich blitzartig über die ganze Kulturwelt verbreiten und überall die Geister auf- und in die Schranken rufen“ werde. Aber nicht nur die Geister: der letzte, soziale Kampf wird entbrennen, und dann wird die neue Gesellschaft auf internationaler Basis sich aufbauen, die Nationen werden sich verbrüdern und sich gegenseitig die Hände reichen und darnach trachten, den neuen Zustand allmählich über alle Völker der Erde auszudehnen; und die Wilden, zu denen man weder mit Pulver und Blei, noch mit Feuerwasser und Bibel kommt, werden die Zivilisatoren nicht als ihre Feinde, sondern als ihre Wohlthäter begrüßen. Dann ist die Zeit gekommen, wo für immer „des Krieges Stürme schweigen“.

Hier liegt nun aber entschieden einer der wundesten Punkte dieser sozialistischen Utopien. Nicht als ob ich für den „Militarismus“ schwärmte. So hoch ich die Wirkungen der militärischen Disziplin und des unbedingten Gehorsams für die Charakterentwicklung unseres Volkes anschlage, so bin ich doch vielleicht heute mehr als früher bereit, auch die Kehrseite der Medaille anzuerkennen und glaube zu bemerken, daß mit der Betonung der militärischen Schneidigkeit die sittliche Durchbildung und Erziehung nicht immer Hand in Hand geht und nicht ebenso allseitig im Auge behalten wird. Und ebenso weiß auch ich mich zuweilen zu trösten und zu erfreuen an dem Traum eines ewigen Friedens, den doch selbst ein so klarer Kopf wie Kant geträumt und dessen Verwirklichung er schon sich vom

zunehmenden Handelsgeist der Völker, also von Spencers industriellem Typus, versprochen hat. Allein es handelt sich hier nicht um Billigung oder Mißbilligung eines im Augenblick herrschenden, im Einzelnen vielleicht verbesserungsbedürftigen Systems, und nicht um Wünsche mehr als um Entwicklungsmöglichkeiten für eine doch sicher noch recht ferne Zukunft, sondern worauf es ankommt, ist das: alle die idealen Faktoren, die sich in dem Einen Wort „Vaterland“ konzentrieren, in der Internationalität untergehen zu sehen, das erschiene mir als ein Verlust über alle Verluste. Nicht vom Sozialstaat als solchem, aber von der uns hinter demselben in Aussicht gestellten internationalen Gesellschaft, wie sie durch den geplanten Weltarbeiterbund verwirklicht werden soll, würde ich den Untergang alles Individuellen fürchten, das doch immer zuerst ein Nationales ist; und wenn uns gar die allgemeine Weltsprache an Stelle der die Völker trennenden Nationalsprachen in Aussicht gestellt wird, so kenne ich den Wert einer auf solcher nationalen Basis ruhenden Litteratur und Kunst viel zu gut, als daß ich in solchen Uniformierungs-Verheißungen etwas anderes als den Tod aller höheren Kultur, die höchste intellektuelle und moralische Verödung, Verarmung und Verflachung, die vollste geistige Bettelarmut und Barbarei sehen könnte.

Nun soll ja freilich an die Stelle des Nationalen ein Höheres und Besseres, das allgemein Menschliche treten. Allein ich finde, daß die weitesten Bande nicht die festesten sind. Und den Kosmopolitismus in allen Ehren, aber die wärmste Menschenliebe strahlt von ihm nicht aus. Human sein, heißt nicht *alle* lieben, sondern den *Nächsten* lieben wie sich selbst. Freilich, daß der Affe der Vaterlandsliebe der Chauvinismus ist, das weiß ich auch; und hier sehe ich ebenfalls Gefahren. Wir sind, nicht am wenigsten unter dem Einfluß einer gewissen Volksinstinkten schmeichelnden großwortigen Geschichtschreibung, in Gefahr geraten, unsere besten

Eigenschaften, die Toleranz und die Verständnisfähigkeit für andere, den deutschen Idealismus mit Einem Wort, zu verleugnen und daran zu geben; und das ist im Augenblick eine fast noch unmittelbarere und schwerere Schädigung, als die uns durch die kosmopolitische Internationalität bedrohende Vaterlandslosigkeit.

Schwieriger zu beantworten, aber von erheblich geringerer Tragweite ist die Frage nach der Form und Verfassung des sozialen Staates; denn die Verfassung ist ja nicht in dem Sinn wie Vaterland und Nation ein Ewiges und Notwendiges. Daß die Bestrebungen der Sozialdemokratie sich ebenso gegen die republikanischen wie gegen die monarchischen Staaten von heute richten, liegt auf der Hand, und sie müssen es von ihrem Standpunkt aus solange, als unsere Staaten noch an dem Privatbesitz festhalten und in dem Schutz desselben eine ihrer Hauptaufgaben sehen. Wie das aber später werden würde?

Unverkennbar hat die gegenwärtige Arbeiterbewegung dem Staat gegenüber überhaupt eine auflösende Tendenz. Ich habe schon davon geredet, daß nicht abzusehen sei, wie in dem festen Gefüge unserer deutschen Monarchie eine umfassende Gewerkevereinsorganisation wirken würde. Diese fest sich zusammenscharenden Massen könnten gerade bei uns leicht einen Staat im Staate bilden, und dann entweder mittelst des allgemeinen Stimmrechts ihren Klassen- und Standesinteressen einseitig Geltung verschaffen oder aber in einen immer schrofferen Gegensatz zu den Organen des Staates geraten und so am Ende Konflikte hervorrufen, die für den inneren Frieden und für die Erhaltung des Staatsgebäudes in hohem Grade gefährlich würden. Denn ob die Disziplinierung innerhalb dieser Vereine auch über den Verband hinaus nach außen hin standhielte und wirkte, weiß ich nicht; und daß durch die Internationalität der ganzen Bewegung der Geist der Vaterlandsliebe und damit auch die staatliche Gesinnung unserer Arbeiter in ein bedenkliches Schwanken geraten ist, ist

offenkundig genug. Darum ist die Frage eben die, ob es gelingt, die Zuchtlosigkeit der Massen einzudämmen und ihnen Staat und Vaterland wieder lieb und wert zu machen. In richtiger Erkenntnis dessen, was fehlt und not thut, war daher im Deutschen Reiche das Sozialistengesetz erlassen und zugleich der Weg einer sozialen Reformgesetzgebung eingeschlagen worden. Allein jenes erste erschien als Ausnahmegesetz von vornherein bedenklich und hat jedenfalls thatsächlich nicht geleistet, was man sich von ihm versprochen hatte. Die Wirkung der Reformgesetzgebung aber läßt sich noch nicht übersehen. Gewisse Bedenken gegen diese Art einer von oben herkommenden Hilfe habe ich gelegentlich schon ausgesprochen; und auf der andern Seite zeigt sich z. B. bei der Altersversicherung deutlich, daß das hier Gewährte von der Mehrzahl vorläufig eher als Last denn als Wohlthat empfunden wird. Und so wird man gegen jenen Geist der Zuchtlosigkeit und gegen die vaterlandslose, unstaatliche Gesinnung der Massen immer wieder auf neue Mittel bedacht sein müssen, deren Zweck doch kein anderer sein kann als die sittliche Erziehung zur Selbstzucht und zu dem sozialen Geist, der sich immer zuerst dem eigenen Volkstum gegenüber bewähren muß.

Des weiteren ist sodann nicht zu verkennen, daß im Wesen des Sozialismus ein ausgesprochen republikanischer Zug liegt: noch kürzlich hat sich einer der sozialdemokratischen Führer im deutschen Reichstag einen Republikaner genannt. Andererseits setzen aber doch auch gewisse konservative Sozialisten ihre Hoffnung für die Durchführung ihres Programms und für die Verwirklichung ihrer Forderungen ausdrücklich auf eine starke Monarchie: Rodbertus hat geradezu die Hohenzollern zu dieser Rolle ausersehen. Wie Carlyle von den Arbeitgebern der Zukunft verlangt, sie sollen die Hauptleute der Industrie werden, so könnte man sich an der Spitze eines nationalen Sozialistenstaates einen solchen alle in sich und unter sich zusammenfassenden Hauptmann der Industrie denken, keinen Kriegsherrn, sondern einen König von industriellem Typus. Wie freilich das

Prinzip der Erblichkeit und wie die Privilegien, die der Person des Monarchen zukommen und zukommen müssen, mit den Gleichheitsgedanken der Sozialdemokratie zu vereinigen wären, das wüßte ich nicht zu sagen. Allein man kennt die Inkonsequenzen, in denen sich die Weltgeschichte zuweilen gefällt, und darum läßt sich eine Verschmelzung dieser beiden scheinbar unvereinbaren Formen doch nicht von vorne herein ins Reich der Unmöglichkeit verweisen. Jedenfalls aber könnte ein hochherziger Fürst es versuchen, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen, um als Arbeiterfürst und sozialistischer König dieselbe in den Bahnen der Reform zu halten und ihr nach seinem Willen Schranken zu setzen, eventuell sogar über die Grenzen seines Landes hinaus ihr durch internationale Vereinbarungen Geltung zu verschaffen. Die Gefahr hierbei wäre dann allerdings die, daß es ihm erginge wie dem Zauberlehrling, der schließlich, den alten Meister herbeisehnend, rufen mußte: Herr, die Not ist groß; die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!

Viel klarer und einfacher als das Verhältnis des Staats scheint mir das Verhältnis der Kirche oder der Kirchen zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie zu sein. Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie dieselben — und zwar nicht ganz ohne eigene Schuld — allmählich an Einfluß auf die Arbeiterkreise eingebüßt haben. Und doch ist dazu ein prinzipieller Grund nicht vorhanden. Das Christentum hat von Haus aus — nach rückwärts zu schon durch seinen Zusammenhang mit der kommunistischen Sekte der Essener — eine sozialistische Färbung; die Worte, womit Jesus seinen Jüngern über alle irdischen Sorgen hinauszuheben und ihnen eine völlig unabhängige Stellung gegenüber den Gütern dieser Welt anzuweisen gesucht hat [10]), wurden zum mindesten sozialistisch gedeutet, waren vielleicht geradezu so gemeint und fanden jedenfalls in einer weitverbreiteten Stimmung der Zeit ihren Widerhall, die in der Armut eine Tugend sah und daher die Reichen als die Sünder und natürlichen Feinde der Frommen haßte.

So hatte das Christentum von Anfang an eine Beziehung zur sozialen Not, und es war lange Zeit eine Religion der armen und der kleinen Leute, ehe es eine Religion der Machthaber und der Reichen wurde. Gegen diesen Verweltlichungsprozeß der Kirche haben sich das ganze Mittelalter hindurch oppositionelle Sekten aufgelehnt, welche an dem alten urchristlichen Programm festhielten und sozialistische und kommunistische Ideen pflegten; und als die Reformation das Christentum zu seinen Quellen zurückführte, da erhofften die geplagten Bauern durch das Evangelium von der Freiheit des Christenmenschen neben politischen Reformen zugleich und vor allem auch eine Erleichterung ihrer sozialen Lage, und in dem Kommunismus eines Thomas Münzer und in den häßlichen Szenen zu Münster fand das alles seinen ins Extrem verzerrten Ausdruck.

Diese paar flüchtigen historischen Erinnerungen lassen uns verstehen, wie sich auch heute wieder, zunächst in dem vielfach noch so religiös gesinnten England allmählich christlich gesinnte Männer und speziell auch Geistliche der sozialistischen Bewegung annehmen, sich geradezu als Sozialdemokraten bekennen können. Und dieser christliche Sozialismus, der in den Kreisen der Elendesten und Ärmsten seine Erfahrungen sammelt und seine Wirksamkeit entfaltet, erhebt dort in Einstimmung mit den sozialdemokratischen Führern den Ruf nach Staatshilfe. Niemand findet darin ein Unchristliches oder Widernatürliches, niemand macht diesen frommen Männern daraus einen Vorwurf[11]).

Bei uns ist eine derartige Bewegung auf dem Boden der Kirche und des positiven Christentums, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, bis vor kurzem noch nicht in die Erscheinung getreten; vielmehr waren und sind beide Kirchen, jede in ihrer Weise, eifrigst bemüht, die Sozialdemokratie von sich ferne zu halten, und namentlich der katholischen Kirche ist dies in ihren Wahlkreisen auch das letzte Mal noch gelungen. Ich glaube aber, daß wir eben in dieser Beziehung gegenwärtig am Anfang eines großen Umschwungs stehen. Der sozialistische

Parteitag in Halle hat den Kampf mit dem Zentrum für eine in Angriff zu nehmende Aufgabe erklärt; und manche Anzeichen, vor allem die Vorgänge in den Kohlenrevieren der Rheinprovinz und Westfalens, lassen es als möglich erscheinen, daß dieser Kampf kein vergeblicher sein wird. Und in den Kreisen des Zentrums stehen neben den Agrariern und hochkonservativen Politikern Kapläne, die den sozialdemokratischen Forderungen recht weit entgegenkommen und den Einfluß in ihren Wahlkreisen gerade dieser ihrer sozialistischen Haltung verdanken.

Und auf der andern Seite hat auch der evangelische Bund die Bekämpfung der Sozialdemokratie neuerdings ausdrücklich in die Hand genommen; und der evangelisch-soziale Kongreß ruft in seinen Flugblättern den Geistlichen zu: Mehr Herz fürs Volk! und mahnt die Seelsorger an ihre Pflichten auch nach dieser Seite hin.

So laufen in beiden Kirchen offenbar zwei Strömungen neben einander her, eine ablehnende, welche die Sozialdemokratie aufs heftigste bekämpft, und eine ihren Forderungen mehr und mehr entgegenkommende, welche sich der inneren Verwandtschaft mit ihren Bestrebungen bewußt wird: die zweite einstweilen noch schüchtern und vorsichtig tastend, die erste breitspurig sich am Kampf beteiligend und sich als Ritter Georg brüstend, der den Drachen sicher erlegen werde. Und diese verbreitetere feindselige Richtung läßt sich bei der fast durchgängig antikirchlichen Haltung und Stimmung der sozialdemokratischen Massen, der die Führer bei jeder Gelegenheit den schärfsten Ausdruck zu geben sich bemühen, vollständig begreifen und verstehen. Aber ich fürchte, daß dieser Kampf auf die Dauer für beide Kirchen verhängnisvoll werden wird. Sie werden sich letzten Endes doch machtlos erweisen, und der Kampf wird dann nur den Prozeß fortschreitender Loslösung beschleunigen; von den Massen als Gegner angesehen und verlassen, oben in ihrer Machtlosigkeit auf diesem Gebiet

erkannt und darum mit ihrem Anspruch, die wahrhaft staatserhaltenden Kräfte und Stützen zu sein, nicht ferner mehr beachtet und geschätzt —, das wird ihr Los sein, und damit werden sie sich und das Christentum selbst vor die Existenzfrage gestellt sehen.

Darf ich mir eine Meinung zu äußern erlauben in einer Frage, in der ich mir jedenfalls eine gewisse Unbefangenheit des Urteils zusprechen kann, so wäre meines Erachtens nur Ein Verhalten taktisch klug und der Kirche zu empfehlen. Liebknecht hat in Halle ausdrücklich gesagt: „Der Kampf der Heißsporne gegen die Religion ist schwerlich die rechte Methode.“ Solche Äußerungen und vor allem die festgehaltene offizielle Erklärung des sozialistischen Programms: „Die Religion ist Privatsache“ wären zu acceptieren und der letzteren die Antwort entgegenzustellen: die Stellung des Christen zu der sozialistischen Bewegung ist dem Gewissen jedes Einzelnen zu überlassen. Thöricht genug, daß Kriegervereine es machen wie schlechte Lehrer, die unaufmerksame Schüler vor die Thüre stellen, und die Sozialdemokraten von der Teilnahme und damit von dem in ihnen gepflegten Geist der Ordnung und Vaterlandsliebe prinzipiell ausschließen wollen; die Kirche jedenfalls hat dazu keinen Grund und kein Recht. Und vielleicht würde auch sie durch ein durchaus unparteiisches, jeder Feindseligkeit sich enthaltendes Gewährenlassen und unverdrossenes Aufsuchen und Betonen des Gemeinsamen ihren stillen Einfluß auf die Geister und Herzen wirkungsvoller behaupten und energischer stützen, und jedenfalls mehr zum sozialen Frieden beitragen können als durch Kampf und Schlachtruf ihrerseits.

Nun sagt sie natürlich: wir sind die Angegriffenen und sind im Stande der Notwehr; und überdies bekämpfen wir die Sozialdemokratie nur, indem wir uns positiv am Werke der Sozialreform beteiligen. Aber dabei sehe sie zu, ob sie nicht langsam und allmählich auf der schiefen Ebene hinabgleitet und schließlich selbst im Schoße des Sozialismus und

der Sozialdemokratie anlangt. Denn das ist doch auf allen Seiten das Charakteristische: man beginnt mit dem Kampf und dem schroffen Gegensatz, und man endigt mit der Kapitulation.

Jedenfalls aber, darüber gebe man sich von keiner Seite mehr einer Täuschung hin: mit einer Religion der Jenseitigkeit ist bei der Masse unserer Fabrikarbeiterbevölkerung nichts mehr auszurichten. Den Glauben an dieses Jenseits haben auch von uns Gebildeten die meisten verloren; wir haben also, wollen wir uns nicht der schlimmsten Heuchelei schuldig machen, kein Recht mehr, ihn den Ungebildeten aufzureden. Aber wenn wir auch wissen, daß aus dieser Erde unsere Freuden quillen und diese Sonne unseren Leiden scheinet, so bleiben uns darum doch Glaube — der Glaube an das Ideal —, Liebe — die Liebe zum Nächsten —, Hoffnung — die Hoffnung auf den Sieg des Guten in der Welt —, diese drei; aber die Liebe ist die größeste unter ihnen. Sie zu pflegen heiße dann der eine auch weiterhin noch christlich, der andere sittlich, darauf kommt wirklich nichts an.

Und das führt uns hier noch anhangsweise auf eine den sozialen Problemen der Gegenwart eng verschwisterte, oft geradezu als Heilmittel für alle Schäden sich anpreisende Erscheinung —, ich meine den Antisemitismus. Dieser hat eine dreifache Wurzel. Eine religiöse: da ist er der Ausfluß christlicher Unduldsamkeit und Unversöhnlichkeit und als solcher durchaus verwerflich. Eine nationale: die Juden sind ein ihre Rasseneigentümlichkeiten zäh festhaltendes und vererbendes Volk, und indem die Christen sie Jahrhunderte lang in ihren Ghetti einschlossen und isolierten, haben sie wesentlich zur Verfestigung derselben beigetragen; nun sind sie seit wenigen Jahrzehnten erst uns gleichgestellt und ist das Conubium mit ihnen ermöglicht, und jetzt klagen wir, daß sich in Jahren noch nicht geändert habe, was in Jahrhunderten durch uns künstlich gezüchtet und großgezogen worden ist, und wollen darum

aufs neue Schranken aufrichten, deren Dasein wir eben anstößig finden. Das ist widerspruchsvoll und zeigt sich so in seiner ganzen Thorheit jedesmal dann am deutlichsten, wenn — ein Antisemite ein jüdisches Mädchen heiratet und dann natürlich aus einem Saulus ein Paulus wird. Es ist aber zum dritten auch eine soziale Frage, und hier liegen allerdings die Wurzeln der Kraft des Antisemitismus. Zünfte und Innungen waren den Juden im Mittelalter verschlossen, also ein Handwerk auszuüben ihnen unmöglich gemacht; Landbesitz war ihnen verboten, also Ackerbau zu treiben nicht gestattet; Ämter und Würden gab es für sie ohnedies keine, Aufnahme in das Heer auch nicht, und so blieb ihnen nur der Handel, und da die Kirche in einem thörichten Vorurteil das Zinsnehmen für Sünde erklärt und den Christen verboten hatte, das Geldleihen, der Wucher. So sind sie ein handeltreibendes Geschlecht geworden, und der Handelsgeist hat sich in ihnen immer mehr ausgebildet; sie sind reich geworden und weil man sie um dieses ihres Reichtums willen schnöde geplagt und verfolgt hat, sind sie auch hart geworden; sie haben auf Zins geliehen und darum haftete und haftet immer noch an ihnen der von der Kirche darauf gelegte Fluch; und viele von ihnen haben Wucher getrieben und sich dadurch mit Recht verhaßt gemacht. So schlingt sich hier wie bei allem Menschlichen Schicksal und Schuld eng zusammen; aber die größere Hälfte dieser Schuld wälzt sich auf unsere, auf der Christen Schultern. Und nun kommt der Antisemitismus, verallgemeinert, was vereinzelt, meinetwegen vielfach von Juden gesündigt wird, schiebt ihnen dabei nicht bloß unseren christlichen, sondern auch den Anteil des Schicksals zu und macht sie schließlich auch noch für den Wucher verantwortlich, den Christen treiben. Und nun bläst er sich zur Hilfe aus allen Ecken und Enden die häßlichsten menschlichen Leidenschaften zusammen —, den Neid und die Begehrlichkeit, die Rachsucht und die Roheit, den Haß und die Grausamkeit. Und wenn ich

das alles längst schon wußte und mich mit Ekel von der Bewegung abgewendet habe, so sehe ich nun vollends, seitdem mir als Mitglied des „Vereins zur Abwehr des Antisemitismus“ anonyme Briefe und Drucksendungen in Menge zugehen, wie diese Gesellschaft mit allen Waffen der Gemeinheit und der Niedertracht, der Lüge und der Verleumdung das Feuer schürt und zur Verfolgung hetzt. Für die soziale Bewegung aber hat der Antisemitismus keine andere Bedeutung als die, unter der Landbevölkerung z. B. in Oberhessen den Boden aufzuwühlen und für den Samen der Sozialdemokratie vorzubereiten; und dieser selbst leistet er einstweilen den unbezahlbaren Dienst, sie von gewissen schlechten Elementen, welche sich als Bodensatz jeder großen Bewegung anzusammeln pflegen, von den Leuten, die praktischere Ziele verfolgen und denen der ideale Kern des Sozialismus ewig verschlossen ist, zu entlasten. Antisemiten und Anarchisten bilden so gewissermaßen den rechten und den linken Flügel der Sozialdemokratie, in deren Mitte diese selbst, gehoben durch die dunkeln Gegensätze auf beiden Seiten, leidlich sauber und reinlich sich abhebt.

Daß aber auch Gebildete, daß namentlich ein Bruchteil unserer akademischen Jugend sich durch den Aushängeschild der nationalen Phrase haben täuschen oder durch persönliche Antipathien haben verleiten lassen, Bundesgenossen jener skandalösen antisemitischen Bewegung zu werden, das ist auch für denjenigen fast unbegreiflich, der das Treiben einer vielfach von Juden mißleiteten Presse und die gemeinschädliche Betriebsamkeit einzelner jüdischer Vertreter der Litteratur und Wissenschaft kennt und verurteilt. Es ist dies eine Schmach für uns Deutsche; und wahrlich nicht um seinen Ruhm zu beneiden ist der Historiker [12]), der die Verteidigung dieser Volksinstinkte übernommen hat und es sich nun gefallen lassen muß, daß der Antisemitismus ihn zu seinen Gönnern und zu seinen Helden zählt.

Anmerkungen zum vierten Kapitel.

1) (S. 97.) Bebel, Die Frau, S. 311 f; cfr. auf S. 284, Anmerk. u. a.

2) (S. 97.) Bebel ebendort, S. 291 f.

3) (S. 99.) S. oben Kap. 1, S. 17.

4) (S. 99.) Eine solche Formel stellt z. B. Paulsen in seinem System der Ethik S. 847 auf: „Die Staatsthätigkeit ist um so notwendiger, je unmittelbarer ein Thätigkeitsgebiet für das Leben der Gesamtheit Wichtigkeit hat, und je weniger durch spontane Thätigkeit der Einzelnen oder der kleineren Kreise eine befriedigende Lösung der Aufgaben gesichert ist; sie ist um so möglicher, je mehr es sich um gleichartige und unpersönliche, kontrollierbare und erzwingbare Dinge handelt; umgekehrt: je persönlicher und individualisierter, je weniger dem Zwang und der Kontrolle zugänglich ein Thätigkeitsgebiet ist, desto mehr entzieht es sich der öffentlichen Regelung." Ich habe die Unbestimmtheit dieser Formulierung schon an anderer Stelle (Philosoph. Monatshefte 1890, S. 432) illustriert durch die Frage, ob darnach Trunkenheit Grund zum Einschreiten der Gesamtheit gegen den Einzelnen gebe oder nicht? Sowohl die Bejahung als die Verneinung derselben würde sich auf Paulsen berufen können.

5) (S. 99.) Man vgl. hierüber die geistvolle Schrift von Paul Cauer, Staat und Erziehung. Schulpolitische Bedenken 1890, die in einer höchst merkwürdigen Weise geradezu wieder auf Wilhelm v. Humboldt zurückgeht. Welcher Erbe hinter dem abdankenden Staat auf die Herrschaft über die Schule wartet, das scheint freilich Cauer, der vielleicht stets nur inmitten einer protestantischen Umgebung gelebt hat, nicht zu ahnen und zu wissen.

6) (S. 100.) Bellamy, Ein Rückblick, S. 168 f. Th. Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung, S. 267 f.

[7]) (S. 100.) Hertzkas Ausführungen a. a. O. S. 204 ff. haben mich von dem Nichtvorhandensein dieser Schwierigkeit nicht zu überzeugen vermocht.

[8]) (S. 101.) Herbert Spencer, Die Prinzipien der Soziologie; deutsch von B. Vetter, Bd. III, 1889. S. 668—758.

[9]) (S. 102.) Über den internationalen Charakter des Sozialismus handelt besonders L. Winterer, Der internationale Sozialismus von 1885 bis 1890.

[10]) (S. 106.) Den sozialistischen Charakter des Urchristentums anlangend findet man den historischen Kern von den sagenhaften Elementen reinlich losgeschält in einem Aufsatz von H. Holtzmann in den Straßburger Abhandlungen zur Philosophie (1884): „Die Gütergemeinschaft der Apostelgeschichte."

[11]) (S. 107.) Schulze-Gävernitz a. a. O. Bd. I, S. 295 ff., und Brentano, die christlich-soziale Bewegung in England. 2. Aufl. 1883.

[12]) (S. 112.) Bekanntlich hat H. v. Treitschke, der seiner antisemitischen Gesinnung in seiner deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert bei jeder Gelegenheit Ausdruck giebt, den Antisemitismus in einer Reihe von Aufsätzen in den Preußischen Jahrbüchern sozusagen auf den Begriff gebracht und theoretisch gerechtfertigt; was aber wohl das Schlimmste ist, er hat es dem Kaiser Friedrich zum Vorwurf gemacht, daß derselbe „die antisemitische Bewegung, deren Grund doch allein (!) in der Selbstüberhebung der Judenschaft lag, mit einigen Worten zornigen Tadels abthun" zu können gemeint habe, und will darin den Beweis sehen, daß „der Kronprinz zuweilen die Fühlung mit der gewaltig aufstrebenden Zeit verlor und ihren Gedanken nicht mehr recht folgen konnte" (ibid. Bd. 62, 1888, S. 84)!

Fünftes Kapitel.

Familie und Frau. Die Frauenfrage.

Neben Volk und Staat, neben Kirche und kirchlicher Gemeinschaft steht als Fundament aller menschlichen Sozietät die Familie. Wie verhält sich der Sozialismus zu ihr? welche Rolle ist in den sozialistischen Zukunftsbildern ihr, ist Frau und Kindern zugedacht und zugewiesen? Will etwa — das ist die Frage — die Sozialdemokratie Ehe, Familie und Familienleben auflösen und an ihre Stelle gar die freie Liebe, Weiber- und Kindergemeinschaft setzen?

Daß solche Tendenzen vereinzelt mit unterlaufen, kann nicht bestritten werden; wo hätte sich einer derartigen weit ausgreifenden Bewegung, zumal wenn sie mit so vielfacher Unkenntnis und Verkennung des Menschen und der menschlichen Dinge auftritt, wie dies hier der Fall ist, nicht solches wuchernde Unkraut und Rankenwerk angeheftet? Der Gedanke wie an Güter- so auch an Weibergemeinschaft mag noch heute in einigen Köpfen spuken, nachdem ja selbst ein Plato in seiner Staatsutopie durch diesen Ungedanken der Endlichkeit und Begrenztheit auch des höchsten menschlichen Denkens seinen Tribut entrichtet hat. Und die Sektengeschichte des Christentums — von den Exzessen gewisser gnostischer Libertinisten an bis zu den polygamischen Orgien der Wiedertäufer in Münster, ja bis herab zu einzelnen immer wieder vorkommenden Skandalen in mystisch anhebenden und fleischlich endigenden Konventikeln — weiß ja ebenfalls von derartigen Verirrungen in

Theorie und Praxis zu erzählen. Aber daß im Großen und Ganzen die Meinung unserer Sozialisten nach dieser Richtung hin gehe, wird niemand behaupten dürfen. Selbst Bebels[1]) in diesem Punkte weder ganz klare, noch ganz konsequente Ausführungen, daß mit dem Privateigentum und dem Erbrecht auch die bürgerliche „Zwangsehe" hinfällig werde, dürfen uns darin nicht beirren oder ungerecht machen. Das Büchlein von Bellamy zeigt uns — oder will es wenigstens, denn die Phantasie des Verfassers ist gerade in dieser Beziehung erschrecklich schwunglos und erfindungsarm und malt das Schöne und Ideale einfach langweilig — ein feines und glückliches Ehe- und Familienleben als ein im Zukunftsstaat Erstrebtes und zu Erhoffendes. Und ebenso glaubt Hertzka, daß in diesem das Institut der Ehe an Heiligkeit und Innigkeit gewinnen und der Flattersinn des Mannes, „lediglich das Produkt einer vorübergehenden Entwickelungsphase", wieder verschwinden, jedenfalls „in der sozialen Gesellschaft minder Gelegenheit zu seiner Bethätigung" finden werde[2]).

Aber sehen wir von allen Utopien ab und bleiben auf dem Boden der heutigen Welt. Das tiefste Motiv der Bewegung zu Gunsten des Achtstundentags haben wir in dem Sehnen der untersten Klassen erkannt, an der reichbesetzten Tafel unserer Kultur ein Plätzchen zu erhalten und ihres Lebens mehr als bisher froh werden zu können. Gerade hier nun aber, wo es sich um die Art und Weise des Genießens und um die Erziehung zu einer höheren und reineren Form desselben handelt, gebührt dem Leben in der Familie und mit der Familie eine Hauptrolle. Und niemand wird behaupten wollen, daß mehr Zeit und Lohn, mehr Bildung und Gesittung, bessere und gesündere Wohnungen, kurz alles, was nach dieser Richtung hin von den Sozialisten erstrebt und verheißen wird, zu einer Verschlechterung des Familienlebens beitragen würde. Aber freilich, es ist noch einmal die alte Sache: eine Aenderung der äußeren Verhältnisse von heute zu

morgen ist auch hier ohne Wert, wenn nicht gleichzeitig der Familiensinn und der Familiengeist wieder geweckt und in der Arbeiterwelt herangezogen wird.

Denn wie steht es doch in Wirklichkeit damit? Sidney Whitman[3]) hat von unseren Zuständen in Deutschland ein ideales Bild entworfen, wenn er von der Sonntagsvogelperspektive aus „das Eisenbahnnetz Deutschlands überschaut und alle die Ausflügler der Arbeiterklasse sieht, die mit Frau und Kindern der Schönheiten der Natur sich freuen und eine einfache, gesunde Kost und gutes Bier genießen, ohne in Trunkenheit und Rohheit zu verfallen; oder wenn er zu Weihnachten in jedem deutschen Heim, bis in die bescheidensten Arbeiterwohnungen einen Weihnachtsbaum erblickt und Zeuge ist dieses allgemeinen Zusammenflusses herzlicher Gesinnung, dieses allseitigen Austausches von Geschenken.“ Es ist wohlthuend und für unser Nationalgefühl wahrhaft erhebend, die schönen Seiten unserer nationalen Sitten von einem Fremden in dieser Weise anerkannt zu sehen; aber ich fürchte, es sind mehr nur die erfreulichen Ausnahmen und die besonderen Höhepunkte und Lichtseiten unseres Volkslebens, welche er schildert, als dieses Leben selbst. Ich möchte diesem idealen Schönmachen gegenüber in aller Härte, aber in Uebereinstimmung mit vielen guten Beobachtern und frei von allem Pessimismus, sagen: in Wirklichkeit kann es schlimmer, als es im Großen und Ganzen in den Familien unserer Arbeiter aussieht oder doch lange Zeit und bis vor kurzem ausgesehen hat, überhaupt kaum werden.

Wie das so kam? Gerade hier hat die individualistische Gesellschaftsordnung mit ihrem System rücksichtslosester Ausbeutung ganz besonders verderblich gehaust, ganz besonders verhängnisvoll gewirkt. Der Mann, der eben genug für sich verdiente, war um Frau und Kinder zu erhalten genötigt, auch diese in die Fabrik zu schicken. Und die Folge davon war, daß der Lohn noch mehr herabgedrückt wurde und das Familienleben sich ganz direkt auflöste. Gewisse Arbeiten in

der Fabrik können von Frauen und Kindern ebensogut besorgt werden wie von den Männern. Da sie aber billiger waren, so griff der Fabrikant lieber nach diesen schwächeren und kleineren Händen; und überdies ließ die größere Anstelligkeit und Gelehrigkeit der Frauen, ihr Schönheitssinn und Geschmack, ihre geringere Widerstandsfähigkeit und das geduldige Hinnehmen der gesteigerten Anforderungen der Unternehmer diesen die Frauenarbeit vorteilhaft erscheinen. So kam es, daß die Kinder den Eltern und daß vor allem die Frau dem Manne eine erfolgreiche Konkurrenz machte, und zwar in einem Umfang und Maß, von dem sich die wenigsten eine richtige Vorstellung zu machen pflegen. Aus dem Zusammenarbeiten wurde in gewissem Sinn ein Gegeneinanderarbeiten; was zur Erleichterung des Kampfes ums Dasein dienen sollte, erschwerte denselben vielmehr.

Die schlimmste Folge dieser Beschäftigung von Frauen und Kindern in fast allen Zweigen der Industrie- und Fabrikthätigkeit war aber die physische und die moralische Degeneration der Bevölkerung. Um leben zu können, durfte die Frau vor und nach der Niederkunft so wenig als möglich Arbeitstage versäumen; durch vielfaches Siechtum und Krankheiten aller Art rächte sich die Natur für diese Vernachlässigung der ersten Pflichten einer Mutter. Die Kinder konnte das Weib Tags über nicht selbst nähren, sondern mußte es hinausgeben in eine Pflege, die billig und schlecht war; und so zeigten die Ziffern der Kindersterblichkeit in diesem Teil der Bevölkerung eine erschreckende Höhe; daß diese während eines Strikes, wo die Frauen zu Hause bleiben können, trotz der nun vielfach einkehrenden Not und Entbehrungen sofort abnehmen, ist zwar nur natürlich, für mich hat aber kein statistischer Nachweis eine beredtere Sprache geführt und einen erschütternderen Eindruck gemacht. Und endlich, von einer Besorgung des Hauswesens und einer Erziehung der heranwachsenden Kinder konnte bei einer den ganzen Tag in der Fabrik beschäftigten

Frau keine Rede sein. Das Resultat aber war nach kurzer Zeit das: die Frau vor der Zeit verblüht und vergrämt, die Kinder körperlich und geistig verwahrlost und verwildert, namentlich die Mädchen ohne Anleitung zur Hausarbeit und ohne Beispiel und Vorbild für häusliche Tugenden und Pflichten, und der Mann angewidert von dem Elend im eigenen Hause, ein Kunde des Wirtshauses und dem Laster des Alkohols verfallen, und zu Haus ein Wüterich, der in trunkener Rohheit Frau und Kinder mißhandelte und prügelte; das war die Ehe und das Familienleben von vielen tausend Arbeitern. Und was die Kinder und die Halbwüchsigen in der Fabrik und bei der Nachtarbeit in derselben sahen, trieben und erlebten, das war oft noch weit schlimmer als der Mangel an Schlaf oder die vergiftete und verpestete Luft in den engen Fabrikräumen.

Von allem dem rede ich als von einem Vergangenen; denn ganz trifft die Schilderung auf unsere heutigen Zustände nicht mehr zu. Eben hier war nämlich die Notlage eine geradezu unerträgliche geworden, die Dinge schrieen zum Himmel und spotteten jeder billigen Forderung der Humanität; sie zehrten am Mark des Volkes, und die Selbsterhaltung der Nation heischte dringend Abhilfe, der Staat konnte nicht mehr länger die Sache gehen lassen, wie es Gott gefiel oder vielmehr nicht gefiel. Und so sind bekanntlich gerade diese Verhältnisse fast überall zum Ausgangspunkt der Fabrikgesetzgebung geworden: die Kinder und die Frauen als den schwächsten und leidendsten Teil zu schützen, wurde als Aufgabe des Staats anerkannt, und hierin sogar ein Feld für internationale Vereinbarungen gesehen. Wirklich hat denn auch neben dem, was einsichtige und wackere Fabrikanten aus eigener Initiative längst schon gethan und was Gemeinden und die Privatwohlthätigkeit im Bunde mit ihnen, namentlich in der Wohnungsfrage und in Einrichtungen für körperliche Pflege, Bewahrung, Erziehung und Schulung der Kinder geleistet haben, das hier ganz

besonders wirksame Eingreifen des Staates und seiner Gesetzgebung schon vieles besser gemacht; auch der Wert des Schutzes der Sonntagsruhe und der möglichsten Ausdehnung dieser wöchentlichen Arbeitspause wird vor allem in derselben Richtung einer Ermöglichung und Hebung des Lebens in und mit der Familie zu suchen sein. Allein man täusche sich nicht: vieles ist geschehen, vieles ist besser geworden; daß es aber irgendwie und im ganzen gut geworden sei, wird man nicht rühmen können. Immerhin zeigt sich gerade hier, wie Äußeres und Inneres zusammenwirken müssen: der Inhalt kann sich nicht einstellen, wenn das zu seiner Aufnahme bestimmte Gefäß zerschlagen ist, und dieses Gefäß hat keinen Wert, wenn es nicht mit dem köstlichen Inhalt, der hier der sittliche Familiengeist ist, angefüllt wird.

Sehen wir in dem bisher Besprochenen von den Kindern ab, so stehen wir bereits mitten inne in der Erörterung der Frauenfrage. Nur daß wir gleich hinzufügen müssen, daß jener Notlage in den niederen Schichten des Volkes und der dadurch hervorgerufenen Bewegung von unten eine Not und eine Bewegung oben und von oben herab entspricht und entgegenkommt.

Wiewohl durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen zur Welt kommen — 106 auf 100 —, so gleicht sich doch schon im ersten Lebensjahre infolge der größeren Sterblichkeit der Knaben das Verhältnis der Zahlen nahezu aus, kehrt sich allmählich um und steigt mit zunehmendem Alter nach dieser Richtung hin weiter, so daß schließlich auf 100 Männer höheren Alters 120—130 Frauen kommen. Und so überwiegt wenigstens in Europa die Zahl der Frauen die der Männer erheblich; in Deutschland betrug sie bei der letzten Volkszählung ein Mehr von etwa einer Million.

Dazu kommt dann ebenso progressiv die Abneigung unserer jungen Männer gegen das Eingehen einer Ehe. Vor allem macht sich das in den oberen Ständen geltend und ist

hier teilweise in wirklichen — wohlgemerkt sozialen — Notständen begründet, teilweise aber auch in Ansprüchen unserer jüngeren Männerwelt, die sittlich durchaus verwerflich sind. Wie in diesem Nichtheiraten-können oder -wollen sovieler junger Männer zugleich die Hauptquelle der unser Volksleben physisch und moralisch durchseuchenden Prostitution zu suchen ist, liegt auf der Hand. Uns interessiert hier aber zunächst eine andere aus jener Thatsache sich ergebende Folge und das ist die, daß oben vielleicht noch mehr als unten die Zahl der unverheirateten Frauen in beständigem Wachsen begriffen ist. Ihnen gilt es Existenz zu schaffen, und das ist der Ausgangspunkt der Frauenfrage im engeren Sinn.

Dabei zeigt sich nun alsbald ein bemerkenswerter Gegensatz zwischen unten und oben. In den arbeitenden Klassen hat man prinzipiell niemals Anstand genommen, die Frau in der Weise dem Manne gleichzustellen, daß sie die Arbeit mit ihm zu teilen und einzutreten habe in den Kampf um das tägliche Brot. Dieselben Fabrikanten oder Großgrundbesitzer, welche es für höchst unweiblich halten würden, wenn ihre Töchter mit Männern im selben Comptoir arbeiten oder im selben Hörsaal Anatomie studieren wollten, finden es ebenso natürlich wie vorteilhaft, männliche und weibliche Hände auf ihren Gütern und Fabriken gemeinsam für sich arbeiten zu lassen. Und auch die Arbeiter sehen darin nichts Anormales; wenn auch zuweilen, Angesichts der starken Konkurrenz und der dadurch herbeigeführten Erniedrigung der Löhne, der Wunsch laut wird, man sollte eigentlich die Frauenarbeit ganz unterdrücken und geradezu verbieten. Und so gilt es, angesichts der auf allen Gebieten gewerblicher Thätigkeit immer mehr zunehmenden Verwendung von Frauen, hier zur Anerkennung zu bringen, daß dieselben eigenartige Aufgaben und Pflichten haben und daher vielfach entlastet werden müssen. Oder anders ausgedrückt: Männer und Frauen bildeten hier lange Zeit hindurch und bilden teilweise noch eine gleichartige Masse;

auch hier handelt es sich also darum, die Masse zu organisieren, zu differenzieren, thatsächlich vorhandene Differenzen zur Geltung und zum Ausdruck zu bringen.

Ganz anders in den oberen Schichten der Gesellschaft, den sogenannten gebildeten Kreisen. Hier wird die Frau faktisch und rechtlich von fast allen Gebieten der Arbeit und Erwerbsfähigkeit des Mannes ferngehalten und ausgeschlossen, und dies bald damit motiviert, daß die Frauenarbeit außer dem Hause und Kreise der Familie nicht weiblich und schicklich, bald aber auch damit, daß die Frau in den meisten Arbeitszweigen nicht fähig sei, dem Manne Gleichwertiges und Ebenbürtiges zu leisten.

Nehmen wir dazu endlich noch die oben und unten gleichmäßig bestehende rechtlich und politisch inferiore Stellung der Frau, die in gewissen Beziehungen zur vollen Rechtlosigkeit gesteigert ist, so haben wir damit in Kürze das drei-, oder wenn wir das Skandalon der Prostitution hinzurechnen, das viergliedrige Problem, das als Frauenfrage einen Teil der großen sozialen Frage bildet.

In allen diesen Punkten nun tritt die Sozialdemokratie entschieden auf die Seite der Frau, wie das Bebels 1891 in neunter und zehnter Auflage erschienenes Buch über die Frau und den Sozialismus (oder wie es früher hieß: die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) am deutlichsten und umfassendsten, wenn auch nicht in sonderlich tiefdringender oder irgendwie erschöpfender Weise ausspricht und zeigt. Wie werden wir uns dazu stellen?

Zunächst, die Frage hat zwei Seiten, eine psychologische und eine historisch-soziale, wozu das Rechtliche und Sittliche mitgehört. Wie verhält es sich, so läßt sie sich nach jener ersten Seite hin formulieren, mit der geistigen Differenz zwischen Mann und Frau? besteht eine solche, und wenn ja, ist dieselbe als eine angeborene oder als eine unter dem Einfluß der Kultur erst gewordene und durch die Verschiedenheit der Erziehung immer wieder neu werdende zu betrachten?

Es ist hier nicht der Ort, das psychologischen Beobachtungen, ethnologischen Studien und pädagogischen Erfahrungen zu entnehmende Beweismaterial vor dem Leser auszubreiten, und so muß ich meine Antwort ohne viele Gründe hinstellen und schutzlos der Kritik preisgeben. Jene Differenz, so würde ich sagen, ist eine totale, d. h. entsprechend der durch den anatomischen Bau des Körpers und seiner Organe bedingten Verschiedenartigkeit der physiologischen Funktionen durchzieht die Geschlechtsdifferenz vom Gefühlsleben aus sämtliche Aeußerungen des menschlichen Geisteslebens, giebt jeder einzelnen derselben eine andere, männliche oder weibliche Klangfarbe oder Nuancierung, eine Art von Lokalzeichen oder wie man es sonst heißen will. Allein — und hier beginnt der falsche Schluß der Gegner aller Frauenemanzipation — diese totale Differenz braucht doch quantitativ keine erhebliche, keine große zu sein. Die Differenz ist überall da, gewiß; aber daß die Gemeinsamkeit größer ist als sie, dafür birgt schon der Gattungsname „Mensch". Und endlich zeigt ein Blick auf die verschiedenen Rassen, Stämme und Völker, auf verschiedene Volksklassen und Gesellschaftskreise, auf verschiedene Zeiten und Perioden der Geschichte, daß diese Differenz in ihrem Umfange wechselt, ihre Weite und Größe eine variable ist. Daraus ergiebt sich, daß sie historisch durch den Gang der Kultur bedingt und deshalb auch den Einflüssen menschlicher Willkür nicht entzogen, willkürlicher Änderung zugänglich ist. Steht aber einmal das fest, dann muß es menschlicher Überlegung und Beurteilung überlassen bleiben, ob zu einer gewissen Zeit auf diese Differenz in unseren Anschauungen und Einrichtungen, in unseren Sitten und Gesetzen nicht zu wenig oder zu viel Rücksicht genommen werde.

Und da ergiebt sich mir aus dem oben Gesagten ein Doppeltes. In unserer individualistischen Gesellschaftsordnung ist bei den arbeitenden Klassen der thatsächlichen Differenz und der Eigenart des Weibes und seiner Lebensaufgabe nicht

genügend Rechnung getragen worden und wird es noch immer nicht. Der einzige Unterschied, den man gemacht hat und vielfach noch macht, ist schließlich nur der, daß die Frauenarbeit erheblich schlechter bezahlt wird.

Umgekehrt aber ist die Differenz an gewissen Orten und zu bestimmten Zeiten auch künstlich erweitert und in geradezu schädlicher Weise gespannt worden, und das scheint mir in unseren oberen Ständen heutzutage der Fall zu sein.

Daraus ergiebt sich aber praktisch ein geradezu entgegengesetztes Verhalten: dort thut Differenzierung not, hier allmähliche Annäherung und Verkleinerung der Kluft. Jene geht mit der Lösung der übrigen sozialen Fragen Hand in Hand; an der Forderung des Achtstundentags z. B. ist die Frau aufs lebhafteste mitbeteiligt; mehr Lohn ins Haus, mehr Zeit fürs Haus, das bringt sozusagen als Nebenprodukt ganz von selbst auch der Arbeiterfrau den Gewinn, daß sie ihre Eigenart mehr als bisher wird zeigen und zur Entwicklung bringen können. Davon ist also nicht besonders zu handeln.

Anders liegt es mit dem Zweiten, mit der Verkleinerung der künstlich erweiterten Kluft zwischen der gebildeten Frau und dem gebildeten Mann. Und hier bin ich angesichts der sozialen Lage dieses Teils unserer Frauenwelt allerdings der Meinung, daß an jener Verkleinerung mit allem Ernst gearbeitet werden müsse. Und zugleich sehe ich darin nicht nur eine soziale Notwendigkeit, sondern zugleich auch einen Akt einfach menschlicher Gerechtigkeit und Billigkeit, also eine sittliche Notwendigkeit.

Mit allen Einwendungen gegen die dahin gerichteten Bestrebungen verhält es sich ähnlich, wie mit den fadenscheinigen Gründen, die der Antisemitismus für seine Unduldsamkeit vorbringt. Sie beweisen nichts, weil sie lediglich einer Jahrhunderte lang bestehenden Tradition entnommen werden, gegen welche ja gerade die Kritik ihre Waffen kehrt. Wenn z. B. behauptet wird, die Frau habe bis heute auf keinem

Gebiete des geistigen Lebens dem Manne Ebenbürtiges geleistet, so folgt daraus nicht, daß sie es überhaupt nicht leisten kann, sondern nur, daß sie es unter den für sie ungünstigen äußeren Verhältnissen bisher nicht gekonnt habe. Wir Männer haben den Frauen alle Wege zu höherer Bildung in unserem Sinn systematisch verschlossen, und die Beschäftigung der gebildeten Frau außer dem Hause — einige wenige Arbeitszweige abgerechnet — als unweiblich gebrandmarkt oder sie doch bei jeder Gelegenheit verhöhnt und verspottet, belächelt und bewitzelt. Und nun wollen wir als ernsthaften Beweis dagegen vorbringen, daß die Frau in Wissenschaft und Kunst noch nie etwas Bedeutendes und Großes geleistet habe, wobei übrigens die Thatsächlichkeit dieses „noch nie" erheblich einzuschränken oder das „Bedeutende und Große" in einer für die Leistungen von uns Durchschnittsmännern recht beschämenden Weise zu steigern wäre. Vielmehr wird man sagen müssen: die einzelnen Frauen, welche als Dichterinnen oder Gelehrte oder auf industriellem Gebiete oder wo sonst immer Hervorragendes geleistet haben, haben weit mehr geleistet als die etwa mit ihnen auf gleiches Niveau zu stellenden Männer, weil sie erst Hindernisse bewältigen mußten, die für diese nicht existierten, sich Wege zu ebnen hatten, wo für diese der Zugang offen und die Straße gebahnt war. Daß es aber sovielen Frauen an Sinn und Interesse für geistige Arbeit fehlt, daran ist nicht eine andere Struktur ihres Gehirns, sondern daran ist lediglich die Erziehung unserer höheren Töchter schuld, welche lange Zeit — jetzt nicht mehr — von minderwertigen Lehrern unterrichtet worden sind, und noch immer nach einem vielfach fehl greifenden Lehrplan unterrichtet werden und überdies die Schule in einem Augenblick verlassen, wo bei den Jungen das Interesse und die Freude an geistiger Beschäftigung eben erst erwacht. Und dann schleppt man sie durch das wilde Leben, durch die flache Unbedeutendheit unserer sogenannten Geselligkeit, läßt sie pflichtlos als Schmetterlinge in der Welt umherflattern, sich

putzen und zieren, kokettieren und mit Männern scharmuzieren, und als geistige Nahrung giebt man ihnen französische und englische Romane oder die unter solchen Umständen geradezu schädliche und verweichlichende, weil lediglich spielerische Beschäftigung mit der Musik. Und da wundert man sich noch, daß soviele Frauen eitel und gefallsüchtig, kleinlich und für geistige Interessen stumpf, unlogisch und charakterlos sind. Statt aber dem entgegenzuarbeiten, verschließt man ihnen gewaltsam den besten und einzigen Weg, der darüber hinausführt, den Weg ernster geistiger Arbeit[4]).

Und so ist in der That meine Meinung die: man solle den Frauen den Zugang zu einer der männlichen gleichartigen Bildung, also den Zugang zum Studium freigeben. Dabei begehen aber die Vorkämpfer und Vorkämpferinnen für diese Forderung insofern einen Mißgriff, als sie — wenigstens war dies lange Zeit der Fall — ausdrücklich und ausschließlich nur um die Zulassung zum Universitätsstudium petitionieren. Das heißt doch die Sache von oben, von der Spitze der Pyramide, also am falschen Ende anfangen, und überdies giebt es den Gegnern, namentlich den Gegnern an den Universitäten, eine willkommene Waffe in die Hand. Wer garantiert dann für die erforderliche Vorbildung? wird diese nicht in den wenigen Ausnahmefällen eine zufällige und lückenhafte sein? Nun bin ich freilich, wie schon einmal gesagt, der Meinung, daß man bei uns in Deutschland allzuviel auf dieses Woher sieht, statt auf das Was und das Maß dieser Vorbildung; allein solange es einmal so ist, so müssen sich auch die studierenden Mädchen über jenes Woher genügend ausweisen können, und zu dem Zweck müssen erst Mädchengymnasien errichtet werden, welche graduell, und annähernd jedenfalls auch inhaltlich, dasselbe leisten, wie die Gymnasien für die männliche Jugend. Statt also zu petitionieren und theoretisch schöne Worte zu machen, wäre es an der Zeit, erst einmal im Deutschen Reich aus Privatmitteln 6—8 solcher

weiblicher Gymnasien zu errichten und durch staatlich kontrollierte Abiturientenprüfungen den Erweis zu erbringen, daß die gleich vorbereiteten Mädchen auch dasselbe leisten und wissen, wie ihre männlichen Altersgenossen. Dann erst kann der Sturm auf die seither verschlossenen Pforten der Hochschulen mit Aussicht auf Erfolg gewagt werden; dann werden sich diese aber auch ganz sicher öffnen und öffnen müssen. Also auch hier heißt's: wagen, nicht zagen; handeln, nicht reden!

Ist aber einmal die Pforte offen, dann kommen neue Fragen. Zunächst die, ob die Mädchen an unseren bisherigen Universitäten gemeinschaftlich mit den jungen Männern den Studien obliegen oder ob für sie etwa eine besondere Frauenuniversität errichtet werden solle? Für beides lassen sich Gründe anführen. Der freie Verkehr von jungen Leuten beiderlei Geschlechts wird nicht ganz ohne Gefahr sein, das gemeinsame Studium da und dort peinlich und anstößig werden können. Andererseits freilich würde das weibliche Element auch hier veredelnd zu wirken im stande sein; und wer nicht an die Ewigkeit und Unantastbarkeit unseres studentischen Lebens und Treibens glaubt, wird das nicht bedauern. Allein allen solchen Zweifeln gegenüber scheint mir doch Eines durchaus für die Gemeinsamkeit zu sprechen: eine Frauenhochschule würde sofort wieder den Verdacht der Minderwertigkeit auf sich ziehen und darum die besseren Lehrkräfte auf lange hinein sich weigern, Mädchenhochschullehrer zu werden; und das würde dann in der That die Qualität der Leistungen ungünstig beeinflussen.

Fürs zweite aber: Was sollen die Mädchen studieren? Mit Vorliebe wird den Frauen das ärztliche Studium empfohlen und für sie begehrt. Und wenn man an dasjenige denkt, was die Frau auf dem Gebiet der Krankenpflege leistet, und an den Vorteil, den es hätte, wenn bei spezifischen Frauenkrankheiten die Patientinnen sich an Ärzte ihres Geschlechtes wenden könnten und nicht, wie es so oft geschieht, aus Prüderie die rechte Stunde dafür verstreichen ließen, so

ist allerdings dieses Studium ganz angezeigt. Obgleich natürlich dieselben Gründe, welche weibliche Ärzte wünschenswert machen, gegen das Unterrichtetwerden von Männern und zugleich mit Männern ins Feld geführt werden können. Allein jedenfalls, neben der medizinischen kommt mindestens in gleichem Maße auch die philosophische Fakultät in Betracht: der Unterricht an höheren Töchterschulen erfordert heute schon, und der an den künftigen Mädchengymnasien wird erfordern akademisch gebildete Lehrerinnen, die durch alle Klassen dieser Anstalten hindurch zu unterrichten im stande sind. Und endlich, warum sollte eine Frau nicht Philosophie oder Theologie, Jurisprudenz oder Nationalökonomie, Mathematik oder Naturwissenschaft studieren dürfen, wenn sie es wollte und vermöge ihrer Vorbildung könnte? Und die Mediziner würden sich ohnedies weit weniger sträuben, auf jene an sie gerichtete Forderung einzugehen, wenn sie nicht die einzigen wären, an die das Verlangen gestellt würde.

Allein — und das führt einen Schritt weiter — wozu alles das studieren, wenn den Frauen die den Männern durch solche Studien eröffneten Stellungen und Bahnen sämtlich verschlossen und versagt bleiben? Ärzte können sie schon heute werden, Lehrerinnen ebenfalls; aber Prediger und Professoren, Richter und Advokaten, Abgeordnete und Beamte, Apotheker und Techniker — horribile dictu! Und so sind wir bei der rechtlichen und politischen Seite der Frage angekommen, die in der Hauptsache eine für die ganze Frauenwelt gemeinsame ist.

Beginnen wir mit der Politik. Den Frauen von heute auf morgen das aktive oder gar das passive Stimmrecht in Staat und Reich, in Kirche und Gemeinde geben zu wollen, das wäre wie alles Plötzliche auch hier vom Übel. Nur komme man uns dabei nicht mit dem Einwurf, daß ja die Frauen von der Politik nichts wüßten und nichts wollten. Denn erstens ist das heute schon nicht mehr richtig, vielleicht überhaupt nie richtig gewesen, wie ja selbst zum Regieren — nicht

nur im Haus, sondern auch im Staat — die Frauen sich ganz besonders befähigt gezeigt haben, von Semiramis an bis auf Elisabeth in England, Maria Theresia in Oesterreich und Katharina in Rußland; und daß hinter den Koulissen weibliche Hände politische Fäden und Intriguen spinnen, das zeigen Tagebücher und Biographien, Briefwechsel und Memoiren zur Genüge; eine intime Geschichte des Kulturkampfes z. B. würde uns ohne Zweifel weibliche Einflüsse in einer alle unsere Vorstellungen übersteigenden Stärke enthüllen. Fürs zweite aber: wer Jahrhunderte und Jahrtausende lang kein Recht gehabt hat, mitzuraten und mitzuthaten, ist dem Interesse, ist dem Verständnis anzusinnen? Aber ist es etwa in den Sternen geschrieben, daß es auch so bleiben müsse in alle Ewigkeit? Und wenn bei Arbeiterschiedsgerichten oder bei der Verwaltung von Arbeiterkassen Frauen mitwählen und mitgewählt und immer mehr herangezogen werden, so wäre es so gar horribel auch nicht mehr, wenn in Zukunft für Streitigkeiten von Frauen untereinander weibliche Schöffen fungierten oder bei gewissen Wahlen zu lokalen Schulaufsichtsbehörden auch die Frauen sich beteiligen dürften.

Hier liegen in der That Entwicklungsmöglichkeiten und billige Anfänge zu allmählicher Gewährung größerer Rechte. Die Schulung in kleineren Verhältnissen und die Gewöhnung an sachliche Behandlung allgemeiner Fragen und an das Interesse für Aufgaben des öffentlichen Wohls, an parlamentarische Form und an eine nicht immer nur von der Sache abschweifende Debatte müßte jener Erweiterung der Rechte vorangehen. Ob man aber aus Furcht vor allen möglichen, vor den letzten, jetzt freilich noch aristophanischem Spott unterliegenden Konsequenzen den Frauen schon von weiter Ferne her den Zugang zu allen Wegen und Pforten versperren darf, die eventuell weiter führen könnten, ob man ihnen, um ihnen nicht alles geben zu müssen, auch das vorenthalten soll, was man ihnen — und zwar heute schon — ganz gut einräumen

könnte und billigerweise einräumen müßte, darum scheint es sich mir im Augenblick praktisch zu handeln. Was dann im Laufe der Zeit die Sitte für möglich hält und möglich macht, das können wir getrost der Zukunft selber überlassen. Wir beurteilen ja die Dinge durchschnittlich immer nur nach der Gewohnheit. Weibliche Prediger erscheinen daher uns im alten Europa heute noch lächerlich, in gewissem Sinne auch mir, obgleich die Mission mit dem brutalen taceat mulier in ecclesia bereits gebrochen hat und die Pflege des Religiösen in der Hut der Frau vielleicht erfolgreicher wäre als in den Händen vieler unserer Prediger und Priester. Aber jedenfalls, ob ein Weib auf der Kanzel unseren Enkeln oder Urenkeln auch noch lächerlich erscheinen wird, das wissen wir doch alle nicht, und ich für meinen Teil wage zu glauben, daß es nicht mehr in demselben Maße der Fall sein wird wie heute. Und noch viel lächerlicher natürlich ein weiblicher Reichstagsabgeordneter oder gar ein weiblicher Minister. Ja; und dennoch, ob unseren Urenkeln ein weiblicher Abteilungs-Direktor oder Rat im Ministerium des Unterrichts zu der so notwendigen und dringend besser zu machenden Bearbeitung des Frauenunterrichts nicht sogar höchst nützlich vorkommen wird, wer mag das entscheiden. Und vielleicht erblickt man in dieser Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben künftighin einmal die beste Schutzwehr gegen einen alles nivellierenden Sozialismus; denn ihnen als den Hüterinnen und Pflegerinnen der Individualität darf man gerade hierin größere Widerstandskraft zutrauen als uns an das leibliche und geistige Uniformtragen gewöhnten Männern. Sicherlich lacht man aber dann über unsere Kurzsichtigkeit von heute, daß wir die Vernünftigkeit solcher Dinge nicht einsehen wollten, oder man klagt auch wohl über unsere gewaltthätige Ängstlichkeit, die uns die berechtigtsten Forderungen in dieser Frage von weitem schon hat ablehnen und unterdrücken lassen. Und dem Reichstag, der jüngst über die Petition um Zulassung der Frauen zum ärztlichen Studium zur

Tagesordnung überging, kann man schon heute die Oberflächlichkeit zum Vorwurf machen, mit der die Wortführer der Mehrheit diese Abweisung begründet haben. Wie sollte auch eine diätenlose Korporation mit ihren vielen reichen Herren und ihren vielen cölibatären katholischen Priestern dafür das nötige Verständnis haben? Übrigens macht ja Amerika und teilweise auch England für uns die Experimente, die uns dann in etlichen Jahrzehnten eine auf Erfahrung beruhende Entscheidung zu treffen ermöglichen.

Noch habe ich aber bei diesem meinem Eintreten für die Frauenemanzipation, worin man ja eingewurzelten Vorurteilen gegenüber besonders leicht als ketzerisch verschrieen werden mag, einen Einwand und ein Mißverständnis zu beseitigen. Würde nicht, so könnte man fragen, gerade durch diese Emanzipation der Frau das eheliche Band gelockert, das Familienleben gestört werden? Die Frau selbständig, ihrem Beruf nachgehend, unter Umständen in Opposition zum eigenen Mann stimmend, wählend, politisch agitierend? Und wollte man sagen, alles das Gesagte gehe nur die unverheirateten Frauen an, so würde das weder meine Meinung sein, noch mir den verheirateten Frauen gegenüber gerecht erscheinen, die dem Staat und der Gesellschaft doch jedenfalls weit mehr als jene leisten, wenn sie mit Schmerzen und Gefahr ihres Lebens Kinder gebären. Zunächst glaube ich, daß die Ehelosigkeit vor allem auch in den gebildeten Kreisen durch Änderung unserer Sitte in diesem Punkt eher ab- als zunehmen würde; denn im Ballsaal und in der Gesellschaft, wo der Mann nur das geputzte und eitle junge Mädchen kennen lernt, wird gerade der Ernsthafteste durch den Gedanken, welche Ansprüche solche Geschöpfe an Genuß und Aufwand wohl machen müssen, leicht abgeschreckt; bei gemeinsamer Arbeit lernt man sich von der solideren und erfreulicheren Seite kennen, und manches Frauenstudium würde sicherlich in der Liebe seinen vorzeitigen Abschluß finden. In der Ehe aber werden so erzogene und gebildete Frauen dem

Manne weit mehr sein, auf seine Interessen intensiver eingehen und auch geistig inniger sich mit ihm eins fühlen können als soviele unserer heutigen Mädchen und Frauen. Und ebenso wird die Gemeinsamkeit der politischen und öffentlichen Interessen in tausend Fällen nicht trennen, sondern ein Band der Zusammengehörigkeit und Einheit mehr sein. Will aber eine Frau in der Ehe ihren Beruf fortsetzen, so wird das vielfach beim Wollen bleiben, wenn die Kinder und die Sorgen für die Kinder kommen; wo aber Kraft genug da ist, um beides zu vereinigen, eine Thätigkeit nach außen und die Pflege und Gestaltung des häuslichen Lebens, da wird sich auch beides vereinigen lassen. Und endlich, den Himmel auf Erden verspreche auch ich mir nicht davon: Konflikte werden entstehen, aber sie werden nicht häufiger und nicht schlimmer sein als da, wo der Mann seiner Arbeit nachgehen und die Frau der Geselligkeit und dem Vergnügen leben möchte, und sie werden jedenfalls einen sittlicheren Hintergrund haben. Und schließlich wird das Leben und die menschliche Natur dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Mit der Phrase: die Frau gehört ins Haus! verschone man uns aber unter allen Umständen solange, als man nicht im stande ist, jeder Frau einen Mann und ein Heim zu verschaffen, und als man es ganz natürlich findet, daß die Töchter unseres Volks an der Arbeit ihrer Väter, Brüder und Männer ihr schweres Teil auf sich nehmen, und als man das Übel der Prostitution noch nicht aus der Welt geschafft hat.

Denn diese ist in der That ein schweres Krankheitssymptom —, nicht sowohl deshalb, weil hier die sinnliche Seite der Menschheit in aller tierischen Nacktheit und Brutalität sich breit macht, sondern vor allem darum, weil in der Art, wie sie staatlich behandelt wird, eine Heuchelei zum Ausdruck kommt, die mit der einen Hand verbietet und mit der andern beide Augen zudrückt, damit das Verbotene doch geschehen und möglichst gefahrlos geschehen könne. Und schlimm ist,

daß in diesen Dingen der Mann ein Privilegium für sich in Anspruch nimmt und selbst schamlos übt und treibt, was er an der Frau aufs entschiedenste verurteilt und unnachsichtig straft. Freilich liegen die Dinge bei den beiden Geschlechtern nicht ganz genau gleich; allein die Berufung auf den Flattersinn und die polygamische Neigung des Mannes konstatiert doch nur die Thatsache seiner Untreue, rechtfertigt sie aber nicht. Gewiß ist Keuschheit eine schöne Tugend, aber an dem Mann nicht minder als an der Frau; und daß er sich von ihr dispensieren zu dürfen meint, beweist nur, wie parteiisch Gesetzgebung und Sittenbildung sich gestaltet, wenn sie in den Händen eines bevorrechteten Teiles, statt in den Händen des Ganzen liegt. Wenn aber auch die Frauen hierin seither tolerant gewesen sind und sich den Anschauungen der Männer angepaßt haben, so sollten umgekehrt nun, wo doch mehr und mehr das Gefühl des Unrechts und des groben Unfugs in ihren Reihen erwacht, auch in der Männerwelt diejenigen offen auf ihre Seite treten, welche einer besseren Sitte und einer reineren Sittlichkeit die Wege geebnet wissen möchten.

Ich denke, so gefaßt sollte das Wort Frauenemanzipation niemand schrecken und ihre Verteidiger jedenfalls gegen den Vorwurf moralischer Laxheit schützen. Durch den Gedanken an ein edleres Familienleben sind wir auf diese Fragen geführt worden, und zu diesem Gedanken kehren wir hier zurück, indem wir die Frauen auf die Höhe voller Gleichberechtigung mit der Männerwelt stellen und nicht zugeben wollen, daß auch nur ein Bruchteil derselben von den Männern brutalisiert und ihrer Menschen- und Frauenwürde beraubt werde [5]).

Anmerkungen zum fünften Kapitel.

[1]) (S. 116.) Bebel, Die Frau, S. 340 f. Indem er (S. 338) erklärt: „Die Befriedigung des Geschlechtstriebes ist genau ebenso jedes Einzelnen persönliche Sache, wie die Befriedigung jedes andern Naturtriebs", die Lösung einer unharmonischen Ehe befürwortet und bestreitet, daß nur „große Seelen" das Recht haben, den Neigungen ihres Herzens zu folgen, so kommt er hiebei auf Konsequenzen, die mit der ganzen sonstigen Darstellung und Tendenz seines Buches in direktem Widerspruch stehen. Dieses will ja eben zeigen, daß unsere bestehenden sozialen Zustände schuld sind an der Lockerung und Zerrüttung des Familienlebens, daß dieses also auch nach der Seite der Festigkeit hin durch eine Besserung dieser Zustände gewinnen müßte. Zu dem falschen Schluß, durch den er seinen Gegnern eine so üble Waffe gegen sich in die Hand gegeben hat, wurde er durch die verfehlte Anschauung und Tendenz der Sozialdemokratie, als sei die absolute Gleichheit aller der Weisheit erster Grund und letzter Schluß, verleitet. Ein Recht, das „große Seelen" sich fälschlich herausgenommen haben, will er auch den übrigen allen vindizieren. Wäre es nicht richtiger, auch bei den „großen Seelen" Sittenlosigkeit unsittlich zu heißen wie bei denen, die keine „großen Seelen" sind? Auf der anderen Seite freilich, daß auch im Sittlichen ein individueller Faktor steckt, der jener sozialdemokratischen Gleichmacherei schnurstracks entgegensteht, davon weiß Bebel nichts. Die Moral muß eben ihren Weg suchen zwischen der sophistischen Herrenmoral eines Fr. Nietzsche, die unsere Gründeutschen als neu beklatschen und die sie doch schon in Platons Gorgias finden könnten, und der sozialdemokratischen Hemdärmelmoral, die den feinen Duft einer schönen sittlichen Individualität mit gleichgültigem Stumpfsinn oder brutalem Hohn abstreift.

[2]) (S. 116.) Hertzka, Die Gesetze der sozialen Entwicklung, S. 279.

[3]) (S. 117.) Sidney Whitman, Der deutsche und der englische Arbeiter, S. 18.

[4]) (S. 126.) Ich zitiere hier ein Wort von Schleiermacher (in den Athenäum-Fragmenten 364: Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen, 10tes Gebot): „Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre."

[5]) (S. 133.) In der Frauenfrage stehe ich prinzipiell durchaus auf dem Standpunkt, den John Stuart Mill in seinem Essay über die Hörigkeit der Frau (übersetzt von Jenny Hirsch 1869) und schon früher in einem Aufsatz „über Frauenemanzipation", (ges. Werke, deutsch, Bd. 12, S. 1 ff.) und neuerdings Harald Höffding in seiner Ethik eingenommen haben; nur daß ich auch hier der Meinung bin, ein langsames Vorgehen und allmähliches Umgestalten der Sitte und der sittlichen Anschauungen sei aussichtsvoller als ein radikales Umstürzen und Ändern. Übrigens habe ich mich, um eine Einzelfrage nicht über den dem Ganzen gesteckten engen Rahmen ungebührlich herausragen zu lassen, im Texte eines näheren Eingehens auf viele hergehörigen Einzelheiten enthalten und namentlich alles sich darbietende statistische und ethnologische Material beiseite gelassen; und dem entsprechend bleiben denn auch eine Reihe von Einwürfen gegen die Thunlichkeit und Ausführbarkeit des Geforderten unerwähnt und unerörtert. Endlich schienen mir die bis jetzt in Amerika gemachten Erfahrungen, so günstig sie sich anlassen mögen, doch noch von zu kurzer Hand, um entscheidend für die Sache der Frauen in die Wagschale geworfen werden zu können; worauf es z. B. speziell für das Frauenstudium bei uns in Deutschland ankommt, dafür fehlen bei der völlig verschiedenen Gestaltung des amerikanischen Universitätswesens gerade dort die Anhaltspunkte, und auch das Beispiel der Schweizer Hochschulen reicht hiefür nicht ganz aus. Die Gründung von etlichen Mädchengymnasien aus Privatmitteln würde die Frage jedenfalls rascher und gründlicher lösen als Petitionen und Broschüren und als alle Berufung auf fremde Beispiele.

Sechstes Kapitel.

Armut und Wohlthätigkeit; Luxus und Glück.

Der Leser hat sich vielleicht gewundert, daß bisher noch keine Rede war von einem Mittel zur Lösung der sozialen Frage, das doch eigentlich am nächsten zu liegen scheint: ich meine die von Einzelnen und von Vereinen, von weltlichen und von kirchlichen Kreisen geübte Tugend der Wohlthätigkeit zur Beseitigung und Bekämpfung der sozialen Not, der Armut. Leider bin ich nicht in der Lage, darin so eigentlich ein Mittel anzuerkennen, wie hoch ich auch den idealen Wert dieser Tugend überhaupt und ihre praktische Bedeutung der Not gegenüber im gegenwärtigen Augenblick zu schätzen weiß. Daß Wohlthätigkeit in diesem Sinne geübt werden muß, ist vielmehr ein Zeichen und ein Symptom dafür, daß eine soziale Notlage besteht, und ist, solange diese besteht, ein notwendiges Übel; nichts anderes.

Daß das den meisten paradox klingt, schreibt sich wohl von einer früheren Auffassung des Verhältnisses von Armut und Wohlthätigkeit her, welche noch in unsere Zeit hereinreicht und verhängnisvoll genug nachwirkt: es ist die mittelalterlich-christliche. Das Christentum war eine Religion der Armen, eine gewisse Feindseligkeit gegen die Reichen steckt sogar von Anfang an darin. Das hängt mit den historischen Verhältnissen in Palästina speziell und im damaligen römischen Reich überhaupt zusammen, die sein Aufkommen und seine Ausbreitung bedingten und ermöglichten, hängt aber auch zu-

sammen mit dem im Kern seines Wesens liegenden hochgespannten Idealismus. Darum werden die Armen selig gepriesen und der reiche Jüngling aufgefordert, alles was er habe, zu verkaufen und es den Armen zu geben; nicht Schätze sammeln soll der Jünger Jesu auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen; nicht sorgen soll er für sein Leben, was er essen und trinken werde, auch nicht für seinen Leib, was er anziehen werde; und was er hat, soll er haben, als hätte er es nicht: das sind Aussprüche des Stifters und seiner ersten Jünger. Hierin zeigt sich jener Zug der Weltverneinung, der das ganze Mittelalter hindurch festgehalten, zugleich aber auch veräußerlicht und vertieft wurde, und der dann mit der von der Kirche ebenso energisch vertretenen und erstrebten Weltbejahung und Weltbeherrschung in vielfachen Widerspruch geriet. Die Folge davon war eine doppelte Moral, die Spaltung der Christen in zwei Klassen: auf höherer Stufe neben den Priestern die Mönche mit ihrem Gelübde der Armut und dem Verzicht auf allen Besitz; unter ihnen die Weltchristen, welche an Ehe und Eigentum festhielten und sich in vielfacher auf Erwerb gerichteter Arbeit mühten. So wurde Armut, als freiwillige jedenfalls, für etwas Verdienstliches angesehen, ja von oben her betrachtet geradezu für ein Glück, Reichtum dagegen wie eine Art von Schuld. Und darum galt es, diese Schuld zu sühnen durch Almosengeben, durch Schenkungen und Legate, durch eine weitausgedehnte, nie ermüdende Wohlthätigkeit. Das war gewissermaßen der Tribut des Weltchristen an die dem Himmelreich und der Vollkommenheit näher stehenden armen Leute. Mit Notwendigkeit ergiebt sich daraus, daß es nicht im Sinne dieser kirchlichen Anschauung liegen konnte, die Armut aus der Welt zu schaffen: diese ist ja kein Unglück, sondern im Gegenteil ein sittliches Gut. Statt dem Bettel ein Ende zu machen und die Quellen der Armut zu verstopfen, schuf man durch die unvernünftige Art des

Gebens und durch die Gründung gewisser Orden vielmehr Bettler und begünstigte eine geradezu „fahrlässige“ Wohlthätigkeit [1]).

Prinzipiell haben Renaissance und Reformation diese Auffassung beseitigt. Luther hat das Christentum — nicht verweltlicht, sondern aus seiner Verweltlichung herausgehoben, indem er es weltförmig machte und den Segen der Arbeit mönchischer Faulheit gegenüber ins Licht stellte. Und ein katholischer Humanist, Ludwig Vives, ein Zeitgenosse Luthers, hat in einer Schrift de subventione pauperum die Armenpflege den Gemeinden als bürgerliche Pflicht zugewiesen, die Beseitigung der Armut als Ziel derselben und als Mittel zur Hebung der Sittlichkeit bezeichnet und die Unterstützung durchaus und soweit möglich von geleisteter Arbeit abhängig gemacht. Zugleich kam, vielleicht direkt unter dem Einfluß dieser Schrift und weiterhin in den protestantischen Städten in Zusammenhang mit der Reformation und ihrer Wirkung auf das Verhältnis von Kirche und weltlicher Obrigkeit, die Praxis diesem Umschwung in den Vorstellungen der Menschen entgegen.

Allein ein Stück jener veralteten mittelalterlichen Anschauung lebt doch noch unter uns fort, und in der Praxis giebt man auch heute vielfach „Almosen“, wie man sie vor fünfhundert Jahren gegeben hat. Ja in gewisser Beziehung ist es noch schlimmer geworden. Sah man damals im Geben die Erfüllung einer kirchlichen Pflicht und ein freilich bequemes Mittel zur Erlangung der Seligkeit, so hat es jetzt nur zu oft seinen pflichtmäßigen Charakter verloren und ist in den Dienst der menschlichen Eitelkeit und ihrer Befriedigung getreten.

Ich bin natürlich weit entfernt, das Gute und Große, was geleistet wird, die Fülle von edler Gesinnung und aufopfernder Liebe, von Tugend und Sympathie, die hier sich zeigt und bethätigt, leugnen oder verkleinern zu wollen. Aber

daß unser Betrieb der Wohlthätigkeit an schweren sittlichen Mängeln leidet, dagegen darf der Moralist sein Auge nicht verschließen. Wohlthäter eines andern sein, ihn sich zur Dankbarkeit verpflichten, darin steckt etwas von jenem Herrenbewußtsein, auf das auch die Arbeitgeber so schwer nur verzichten mögen. Und in noch viel kleinlicherer Weise ist es angenehm und erfreulich, seinen Namen mit einem stattlichen Beitrag auf einer Liste und in der Zeitung gedruckt paradieren zu sehen, oder sich bei Besuchen hoher und höchster Persönlichkeiten als Komitémitglied präsentieren zu lassen. Was aber noch viel schlimmer ist, die Wohlthätigkeit ist zu einem wahren Sport und zu einer Quelle der Unterhaltung und des Vergnügens für viele geworden. Gegen solche Veranstaltungen wie Armenbälle und Wohlthätigkeitsbazare richtet sich mit allem Grund die Empörung und Erbitterung, wie sie gar häufig in dem danklosen Hinnehmen solcher Gaben und in den gelegentlichen Auslassungen sozialdemokratischer Blätter über solches Geben zu Tage tritt. Und das Allerschlimmste daran ist das, daß hier ein Großes und Erhabenes in den Dienst des Egoismus herabgezogen und so eine Sünde begangen wird an dem heiligen Geist der echten und feinen Menschenliebe. Namentlich von unserer Frauenwelt wird dabei — ich will annehmen: aus Unverstand und Gedankenlosigkeit — unendlich viel gesündigt und unsere jungen Mädchen von Anfang an daran gewöhnt, in einer ernsten Pflicht des Lebens ein Spiel und ein Vergnügen für sich zu suchen und mit zierlichen Füßchen und rohem kaltem Herzen über menschliches Elend hinweg und auf menschlicher Not umherzutanzen.

Was will und soll aber mit all' dem gesagt sein? etwa daß nun alles Wohlthun ein Ende haben müsse? Wahrlich nicht. So wie die Dinge liegen, wird die Privatwohlthätigkeit noch lange genug Spielraum und Gelegenheit haben, sich zu bethätigen; und gerade darum muß man darauf dringen, daß die Mittel in der rechten Gesinnung aufgebracht und daß die Hilfe in sittlich wertvoller Weise geleistet werde.

Schon der in ihrer Existenz nicht unmittelbar gefährdeten, mit ihrem Verdienst auskommenden Arbeiterbevölkerung gegenüber ist Wohlthun und Wohlthätigkeit noch immer möglich und am Platz. Ich denke hier an jene Wohlfahrtseinrichtungen, von denen schon die Rede war, an Wohnungsanlagen, Bäder, Speiseanstalten, Gesellschaftsräume, an Spitäler und Krankenkassen, an Kindergärten und Krippen, an Schulen und Kirchen, und an alles das, was kluge und humane Fabrikbesitzer, unterstützt von ihren Frauen und Töchtern, zum Wohl ihrer Arbeiter ins Leben rufen. Aber es ist auch schon gesagt worden, wie dabei zu verfahren sei, wenn solche Veranstaltungen, statt mit Mißtrauen, mit Dank von den Arbeitern aufgenommen werden und segensreich auf sie wirken sollen. Auch da, wo die Initiative vom Arbeitgeber ausgeht, muß er an der Entstehung und Einrichtung, an der Gestaltung und Verwaltung dieser Schöpfungen die Arbeiter selbst teilnehmen lassen, muß mit Ausschüssen und Komités aus ihrer Mitte alle Fragen beraten und ihnen schließlich die Sache möglichst in die Hand geben und überlassen. Also wiederum nichts anderes als — Hilfe zur Selbsthilfe! Schwer ist das ja, auf diese Weise mit seiner eigenen Person zurückzutreten und auch bei dem, was man selber geschaffen hat, nur noch der Erste sein zu wollen unter Gleichen. Aber ist es darum weniger Wohlthat, wenn der Arbeiter selbst mithilft und dabei erzogen wird zu freier Selbstthätigkeit und zu verständnisvollem Zusammenarbeiten im Dienste aller? wenn die Art meines Eingreifens und Gebens dahin wirkt, daß ich dabei mehr und mehr entbehrlich und einseitiges Geben überflüssig wird? Damit habe ich mir vielleicht mehr Dank verdient vor meinem Bewußtsein, als wenn mir, dem Herrn, für gespendete Gnaden die Hand geküßt und in der Stille bittere Flüche des Undanks nachgesandt werden.

Allein die Wohlthätigkeit im engeren und gewöhnlichen Sinne des Worts hat nicht bei diesen auf höherem Niveau

stehenden und auf die Ehre ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit haltenden Kreisen der Arbeiterbevölkerung einzusetzen, sondern sie wendet sich an jene Scharen ungelernter oder isoliert stehender und schlecht bezahlter Arbeiter, welche wirklich nur einen Hungerlohn in des Wortes allereigentlichster Bedeutung erhalten, an die Reservearmee der Industrie, welche heute etwas verdient und morgen nichts und im ganzen immer nur so viel, als zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ist. Und sie rekrutiert sich endlich noch aus allen jenen Kranken und Arbeitsunfähigen, jenen Witwen und Waisen, jenen körperlich und geistig Verkrüppelten und Verkommenen, welche in der That auf die Mildthätigkeit anderer, auf Betteln und Almosenempfangen angewiesen sind. Was ist hier zu thun?

Das Bequemste ist jedenfalls, sich mit Geld abzufinden und dem, der uns um eine Gabe anspricht, je nach Beutel und Laune zwischen 2 Pfennig und 20 Mark in die Hand zu drücken, im übrigen aber die Dinge gehen zu lassen, wie es Gott gefällt. Daß diese moderne Form fahrlässiger Wohlthätigkeit weder wirkliche Hilfe ist noch moralisch fördert und bessert, liegt auf der Hand und ist schon oft genug gesagt worden. Und das andere Extrem ist, vor jeder Hilfeleistung immer erst sorgfältig nachzuspüren, ob der Empfänger unserer Hilfe auch „würdig" sei. Nicht bloß, daß es Fälle giebt, wo ein solches Erkundigungeneinziehen und Zögern die Hilfe zu spät kommen läßt, schlimmer ist, daß hierdurch vielfach und ganz besonders nach der religiösen Seite hin eine Heuchelei großgezogen und provoziert wird, die verderblicher ist als die bitterste Armut.

Und auch mich selbst fördern diese beiden Formen des Wohlthuns nicht. Ich wenigstens kann es von mir nicht rühmen, daß ich mir sonderlich sittlich vorkomme, wenn ich im eiligen Gang durch die Straßen ärgerlich über den Aufenthalt und innerlich empört oder mißtrauisch über die mir so

offen entgegentretende Notlage den Ärmsten ein paar Pfennige zuwerfe; und ich hoffe, daß auch andere auf solche Tugendleistung nicht sonderlich stolz sein werden. Und viel anders ist es auch nicht, wenn der Steifbettler mich auf meinem Zimmer in der Arbeit stört und die zwiespältigsten Empfindungen in mir wachruft, oder wenn ein Vereinsmitglied mich um einen Beitrag angeht und ich ohne viel Fragen und Besinnen „Anstandshalber", wie man es heißt, in den Beutel greife. Vollends aber in jenem zweiten Fall, wenn ich statt nach der Bedürftigkeit immer erst nach der Würdigkeit frage, — das erinnert doch stark an die Selbstgerechtigkeit und Härte des Pharisäers. Nicht die Armut ist ja das Schlimmste, sondern die moralische Schwäche und Elendigkeit, welche die Armut und Not zu einem selbstverschuldeten Unglück machen. Und gerade in diesen Fällen gilt es, dem Gefallenen die Hand zu reichen und ihn aus der moralischen Tiefe, nötigenfalls zuerst gegen seinen Willen, herauszuheben. Der Unwürdige bedarf meiner mehr als der Würdige, und jenem zu helfen, ist darum in den meisten Fällen die höhere Leistung. Denn sie wächst heraus aus einem duldsamen und barmherzigen Sinn, aus sittlicher Toleranz und aus einem auf Selbsterkenntnis ruhenden feinen Verständnis für die geistige Not meiner Nebenmenschen.

Aber Barmherzigkeit ist nicht das Erste, sondern Gerechtigkeit. Schon sie vermöchte viel Elend aus der Welt zu schaffen. „Wo kauft man diese Stickereien am billigsten?" „Ich habe eine Nähterin gefunden, der ich 20 Pfennig weniger zu geben brauche." „Ich zahle meiner Klavierlehrerin nur halb soviel als Sie." Das sind Fragen und Aeußerungen, die nach dem Prinzip von Nachfrage und Angebot durchaus berechtigt sind; und mancher Familienvater und manche sparsame Hausfrau, namentlich in unseren niederen Beamtenkreisen, wo man die Armut der Welt nicht zeigt, sondern sie mit Anstand und Würde trägt, sind durch ihre eigene prekäre Lage genötigt, so zu fragen. Aber es reden so auch andere, die es nicht nötig hätten, an den

Armen zu sparen; und jedenfalls, wenn auch der einzelne durch seine eigene Lage gerechtfertigt ist oder sich mit Sitte und Brauch aller anderen rings umher entschuldigen mag, „die Sünden der Billigkeit“ [2]) sind darum doch Sünde: jeder in der Gesellschaft sündigt, der zu einem Hungerlohn Arbeit mietet, und jeder, der in einem Magazin kauft, für welches um solchen Hungerlohn gearbeitet wird, macht sich zum Mitschuldigen dieser Versündigung gegen den sozialen Geist. Daß Leute betteln oder hungern *müssen*, die arbeiten — wollen nicht nur, sondern die wirklich arbeiten und fleißig sind, das ist durchaus wider die soziale Gerechtigkeit. Und darum ist für tausende und aber tausende die beste Hilfe — Hilfe zur Selbsthilfe! — die, ihnen Arbeit zu geben und ihre Arbeit *auskömmlich* zu bezahlen; denn sie ist zugleich moralisch erhebend, sie demütigt nicht und stumpft nicht die besseren Gefühle ab, sondern sie stellt die ganz oder halb verlorene Selbständigkeit wieder her und giebt, indem sie die Arbeit lohnend macht, den gesunkenen Lebensmut, die verlorene Arbeitslust zurück. Daß derjenige, der arbeiten will, nicht schließlich ermattet die Hand sinken lasse und verzweiflungsvoll ausrufe: „es ist doch umsonst! mit dem, was ich verdiene, kann ich nicht leben“; daß die Nähterin, welche von morgens früh bis tief in die Nacht hinein fleißig ist, nicht auf den Nebenverdienst der Prostitution angewiesen sei, um sich durchzuschlagen, dazu kann jeder in seinem Kreis etwas und immer etwas mehr beitragen. Und wenn uns die Antisemiten gegen alle soziale Gerechtigkeit und Vernunft zurufen: kaufet bei keinem Juden, so wollen wir ihnen mit dem Gegenruf antworten: kaufet bei keinem, der seine Arbeiter im Elend verkommen läßt, um durch Schleuderpreise Kunden anzulocken! Hier ist jenes sich Erkundigen und Fragen nach der „Würdigkeit“ angezeigt und am Platze.

Auf diese Weise ist in tausend und aber tausend Fällen jedem Einzelnen Gelegenheit geboten, soziale Gerechtigkeit zu üben und fördern zu helfen. Namentlich die Frauenarbeit, der

durch die Organisation und Vereinsbildung so schwer aufzuhelfen ist, bedarf dieser kräftigen Unterstützung durch viele Einzelne und durch die öffentliche Meinung und die besser werdende Sitte. Was aber von dem auf völliger Hilflosigkeit und mannigfacher Arbeitsunfähigkeit ruhenden Elend daneben noch übrig bleibt, wo also überhaupt keine Selbsthilfe möglich ist, da ist, wie schon gesagt, einstweilen noch ein breiter Raum übrig für die Barmherzigkeit oder die Privatwohlthätigkeit im engeren Sinn. Dort war es Hilfe zur Arbeit, hier ist es Hilfe zum Leben, die notwendig ist; und weil so unterschieden werden muß, so ist allerdings ein Überlegen und Prüfen, ein sich Erkundigen und Beurteilen nötig, das namentlich von Vereinen besser und richtiger geleistet werden kann als von Einzelnen; nur frage man nicht nach der Würdigkeit, sondern nach der Bedürftigkeit, nicht nach dem Ob, sondern nach dem Wie der Hilfe. Und Hilfe zur Selbsthilfe ist es doch vielfach auch in dem zweiten Fall insofern, als gerade auch die Hilflosen moralisch zu halten und zu stützen, zu heben und zu erziehen sind; denn die Kraft zum Tragen und die Geduld im Leiden muß schließlich doch aus ihnen selbst kommen.

Hier ist nun aber ein Punkt, wo der Sozialismus eine andere Form der Hilfe als die durch Privatwohlthätigkeit fordert und anbietet. Wie man in einer Familie einem kranken und arbeitsunfähigen Glied dieselbe Nahrung, Kleidung und Wohnung giebt wie allen andern, dasselbe vielleicht sogar noch bevorzugt, so soll „die Solidarität der Gattung und die Verbrüderung der Menschheit" diesen Mühseligen und Beladenen ganz dasselbe zukommen lassen wie denen, welche als arbeitsfähig im stande sind, ihre Pflichten gegen die Gesellschaft zu erfüllen. Also nichts von Mildthätigkeit, sondern „auf der Thatsache daß er ein Mensch ist, beruht das Recht eines Menschen auf seinen Unterhalt am Tische der Nation, und nicht auf dem Grunde der Gesundheit und Kraft, die er haben mag, — solange er nur leistet, was er zu leisten ver-

mag.“ [3]) Das klingt freilich utopistisch und ist nicht frei von Phrase; aber der Kern ist richtig. Die Absicht einer gesunden Sozialreform muß in der That dahin gehen, die Sorge für diese Arbeitsunfähigen der Gesellschaft als Pflicht zuzuweisen; sie darf nicht dem Zufall der Privatwohlthätigkeit überlassen bleiben. Hier in Straßburg sieht man noch immer Verkrüppelte an den Straßenecken — vor den Thoren mit, innerhalb derselben ohne Drehorgeln — ihr Brot sich erbetteln: das ist häßlich und jammervoll, ist brutal und unmoralisch; hier müßte fraglos die Gemeinde eintreten und helfen. Und das ist ja auch die gute Meinung des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes im Deutschen Reich, obwohl es gerade das Gros der Arbeitsunfähigen nicht trifft und inmitten einer im wesentlichen noch individualistischen Gesellschaftsordnung der Idee der sozialen Gerechtigkeit nicht durchaus entspricht, die Last nicht immer auf die richtigen Schultern legt und unserem Prinzip: Hilfe zur Selbsthilfe! nicht sichtbar und deutlich genug Ausdruck giebt, somit erzieherisch nicht so günstig wirken wird, wie es sollte und könnte.

Aber würde durch eine solche gesellschaftliche Fürsorge für die Armen und Notleidenden, sei nun die Form dafür welche sie wolle, und durch die Aufhebung der Privatwohlthätigkeit nicht der Sinn des Wohlthuns, die Tugend der Wohlthätigkeit mit aufgehoben, und ein sittlicher Nachteil, eine Lücke sozusagen im moralischen Etat der Menschheit die Folge sein? Diesem Einwurf gegenüber brauche ich nur noch einmal darauf hinzuweisen, daß Wohlthun nicht zuhöchst im Schenken besteht, sich nicht im Geldgeben erschöpft. Schon ein neutestamentlicher Schriftsteller ruft den Reichen zu: „siehe, der Lohn der Arbeiter, die eure Felder abgeerntet haben, und der ihnen von euch vorenthalten wird, der schreit zum Himmel!“ und als reinen und unbefleckten Gottesdienst erklärt er das: „die Waisen und Witwen in ihrer Trübsal besuchen“. In diesen zwei Sätzen ist die Antwort gegeben auf jenes Bedenken.

Die Armut zu bekämpfen und gründlicher, als bisher geschehen ist, aus der Welt zu schaffen, ist aber auch darum eine sittliche Notwendigkeit, weil sie eine Quelle der Immoralität und des Lasters, Anlaß zu Sünde und Verbrechen — nicht notwendig ist, aber werden kann. Es entspricht der sozialistischen Stimmung des Christentums, daß es heißt: ein Reicher wird schwerlich ins Himmelreich kommen. Und es ist gewiß viel Wahres daran: Reichtum verhärtet und verengt, der Reiche und Glückliche kann sich nicht in die Lage der Armen versetzen und darum kein Herz zu ihnen fassen; und Geiz und Habsucht, Üppigkeit und Genußsucht, Trägheit und Rücksichtslosigkeit sind die dem Reichtum besonders naheliegenden Fehler. Und umgekehrt hat die Armut ihre eigenen Tugenden, hat ihre sittliche Größe und ihren besondern Segen. Allein daß die bitterste Armut und die tiefste Not die Stätten sind, wo die Verbrecher großgezogen werden, daß hier die Männer dem Laster des Trunks verfallen und die Weiber der Prostitution, daß die Kinder unerzogen und verwahrlost heranwachsen ohne Kenntnis, ohne Unterricht und Beispiel, ohne Übung und Gewöhnung zum Guten und im Guten, daß sie angehalten werden zu lügenhaftem Bettel, zu kleinen und bald auch zu großen Diebstählen, daß das in der ersten Generation aus Not begangene Verbrechen in der zweiten ohne Not wiederholt, und daß namentlich in unseren Großstädten mit ihren himmelschreienden Wohnungsverhältnissen das Böse recht eigentlich zum Lebenselement in diesen Höhlen der Armut wird, wer wollte und dürfte das leugnen? Und darum wird der Kampf gegen die Armut aus einer volkswirtschaftlichen zu einer sittlichen Aufgabe, zum Kampf zugleich gegen das Verbrechen und gegen das Böse. Nicht in einer krankhaften Entartung des Gehirns, wie eine sentimentale Medizinerschule zeitweise gemeint hat, sondern in den sozialen Zuständen der Großstädte findet der einzelne Verbrecher seine stärkste Entschuldigung, wenn auch niemals volle Entlastung;

und die Art des Strafvollzugs in unseren Gefängnissen und Zuchthäusern liefert zur Besserung des Verbrechers offenbar nicht den Beitrag, den wir billigerweise davon verlangen müssen. Das freilich wird nicht eintreten, was sich die sozialistischen Utopisten versprechen, daß im Zukunftsstaat die Verbrechen aus der Welt geschafft sein werden. Aber daß durch eine gerechtere Verteilung der Güter und durch Beseitigung der Bettelarmut, durch Erhebung jener Reservearmee der Industrie auf den Standpunkt etwa der günstiger situierten Arbeiter von heute, durch eine allgemeiner werdende bessere Pflege des Familienlebens und der Kindererziehung, also in der That durch „weniger Arbeit und mehr Lohn“ eine Abnahme der Verbrechen herbeigeführt werden würde, das ist allerdings meine, auch durch die Kriminalstatistik der letzten Jahrzehnte sich bestätigende Meinung.

Doch was heißt denn Armut? Wer ist überhaupt arm, wer reich? Hier setzt noch einmal das eherne Lohngesetz ein, wornach die Arbeiter auf die Dauer niemals mehr als das Existenzminimum, als den sogenannten Hungerlohn verdienen sollen. Diese Lehre ist in dieser Allgemeinheit falsch und ist auch von der Sozialdemokratie als Gesetz aufgegeben. Wir wissen jetzt, daß es — teilweise mit Hilfe von Arbeitseinstellungen — möglich ist, daß die gelernten und besseren Arbeiter in Lohn und Lebenshaltung erheblich steigen, um ein Namhaftes über den Hungerlohn hinausgehoben werden können. Nicht nur die großen Summen, welche jährlich, wesentlich von der arbeitenden Bevölkerung, in die Sparkassen eingelegt werden, sondern die ganze Lebensführung unserer Arbeiter beweist unwidersprechlich, daß sie vielfach mehr verdienen, als sie zum Leben nötig haben; und die zahlreichen Vergnügungsanzeigen im Annoncenteil der Arbeiterzeitungen bestätigen Tag für Tag die eingetretene Erhöhung des standard of life. Zahlreiche Ausnahmen von dem ehernen „Lohngesetz“ hat es schon gegeben, als Lassalle darin die beste Waffe der Agitation

erkannte; daß es aber nun aufgehört hat, als Agitationsmittel benützt werden zu können, das verdanken wir doch wesentlich der sozialdemokratischen Bewegung selbst und allen den gelungenen Strikes der letzten Jahre. Anderseits vergesse man aber nicht, daß für die Reservearmee der Industrie — und sie ist sehr groß — jenes fürchterliche Gesetz doch wirklich gilt, nur nicht als Naturgesetz, wohl aber als eine traurige Thatsache. Hier ist das Reich der bittersten Armut; und wenn man namentlich die Wohnungsverhältnisse dieser Leute ins Auge faßt, über welche uns aus allen großen Städten ohne Ausnahme die haarsträubendsten Mitteilungen vorliegen und welche auch durch die bisherigen Wohlfahrtsmaßnahmen im großen und ganzen noch nirgends gute geworden sind, so wird zugleich auch der Zusammenhang zwischen Armut und Moral uns schaudernd klar werden. Kein ehernes Gesetz, aber eine eherne Binde um die Stirne dieser Aermsten gelegt, welche ihnen den Blick zu den sonnigen Höhen des Lebens verschließt und ihr Haupt den Tieren gleich zur Erde zieht! Und wir fragen noch: wer ist arm?

Im übrigen aber sind arm und reich allerdings relative Begriffe. Nur an der unteren und an der oberen Grenze der menschlichen Verhältnisse wird man mit Sicherheit das eine oder andere Prädikat gebrauchen können. In der Mitte aber ist derselbe Mensch von unten her gesehen wohlhabend, gut situiert, sogar reich, der im Vergleich zu den höchst Besteuerten, den oberen Zehntausend geradezu arm zu nennen ist. Ja wir selbst kommen uns heute reich und am nächsten Tag arm vor, je nachdem wir uns ein erlaubtes Vergnügen gestatten können oder versagen müssen. Und überdies wird dabei von bestimmender Wichtigkeit, was Fürst Bismarck einmal drastisch in der Frage ausgedrückt hat: Haben Sie schon einen zufriedenen Millionär gesehen? Wir vergleichen uns stets nach oben hin, sehen auf das, was Reichere sich gönnen können und an Lebensgütern und Genüssen vor uns voraus-

haben; denn mit der Befriedigung und der Möglichkeit der Befriedigung wachsen auch die Bedürfnisse und Wünsche. Und daher dann das Gefühl der Unzufriedenheit und des Neides, von dem wohl kein Mensch sich ganz frei wissen wird. Dazu kommen aber freilich auch noch individuelle Verschiedenheiten, die auf Natur und Anlage, noch häufiger auf Erziehung und Gewöhnung beruhen. Der eine resigniert leichter, nimmt das Entbehren weniger schwer als der andere; oder er entbehrt überhaupt nicht, ist unempfindlich gegen Genuß und Bequemlichkeit, gegen Schönheit und Behagen, gegen Glanz und Pracht. Der andere ist ein häßlicher Genießling, üppig und wohllebig, weich und weichlich; oder aber einer schönheitsbedürftigen, feinfühligen Natur ist alles Unschöne ein Greuel, die harmonische Gestaltung auch der äußeren Umgebung ist ihr eine innere Notwendigkeit. Der Cyniker Diogenes und Aristipp, der Vater der Lustlehre, hatten nicht nur eine verschiedene Philosophie, sie waren auch verschieden geartete Menschen. Oder um ein anderes Beispiel zu brauchen: vom Täufer Johannes heißt es, er habe von Heuschrecken und wildem Honig gelebt; von Jesus aber wird erzählt, daß er auf der Hochzeit von Cana für die Vermehrung des Weines gesorgt und daß er sich von Maria mit köstlicher Narde Haupt und Füße habe salben lassen.

Das führt uns auf die Frage nach dem Luxus und seiner Berechtigung. Darüber hat unlängst ein Schweizer Pfarrer[4]) ein Buch geschrieben: mit Freuden habe ich darnach gegriffen und nicht ohne Enttäuschung es wieder beiseite gelegt; denn eine große Frage ist hier allzuschwächlich angefaßt, allzu sehr in Einzelheiten zerfasert; aber ich habe daraus doch gelernt, wie schwierig und wie wichtig eine prinzipielle Behandlung derselben wäre; denn hinter ihr steht alsbald die andere größere —, die Frage nach dem Glück.

Daß der Luxus eine soziale Seite hat, liegt auf der Hand; man könnte die Frage volkswirtschaftlich so formulieren:

der Luxus bringt Geld unter die Leute, sagen die einen; er ist unproduktiv, die andern: wer hat recht? Sittlich aber gehört er zu dem großen Kapitel vom Erlaubten und fordert auch von sich aus eine Entscheidung darüber, ob es ein solches, ob es Adiaphora und sittlich indifferente Dinge gebe oder nicht? Ich habe an anderer Stelle [5]) eine prinzipielle Antwort darauf zu geben versucht und namentlich darauf hingewiesen, wie sich doch im Einzelnen stets das Ganze, der Charakter, die Lebensgewohnheiten und die Auffassung vom Leben offenbaren und daß jede Einzelhandlung, wie sie ein Ausfluß dieses Ganzen sei, so auch wieder auf dasselbe zurückwirke, daß deshalb sittlich angesehen in der That nichts als ganz bedeutungslos und gleichgültig aufgefaßt und behandelt werden dürfe.

Allein solche prinzipiellen Erörterungen gehören nicht hierher und lassen sich auch in dieser Kürze nicht abmachen. Ich beschränke mich deshalb auf das Nächstliegende und frage zuerst, was denn das Wort „Luxus“ besagen will. Und da sehe ich, daß allerdings schon mit dem Wort eine gewisse Mißbilligung, eine Art von sittlicher Minderwertigkeit ausgedrückt werden soll. Wenn wir von jemand sagen, er treibe Luxus, so sprechen wir damit den Tadel eines Zuviel aus. Und zwar kann sich dieses Zuviel zunächst auf die eigenen Mittel beziehen: er thut mehr, als diese ihm erlauben; dann liegt darin der Vorwurf der Verschwendung; es ist sittlich unerlaubt, mehr auszugeben als man hat und kann, weil man dadurch sich und andere schädigt und für die Zukunft die Leistung des Notwendigen in Frage stellt. Meist aber mißt sich dieses Zuviel an einem mehr außerhalb liegenden Maßstab, an dem, was die Standesgenossen zu thun pflegen und was die Standessitte gestattet und fordert. Ein Verstoß gegen die Sitte und ein über sie Hinausgehen ist aber nicht unter allen Umständen unsittlich, sondern nur dann, wenn darin ein Grundloses und Unmotiviertes, ein Mutwilliges und Willkürliches sich ausspricht. Und auch das ist allerdings unsere

Meinung, wenn wir von jemand sagen, daß er Luxus treibe. Aber noch ein anderes liegt in diesem Verstoß gegen die Standessitte: es ist den Standesgenossen anstößig, es ist eine Art von Überhebung des Einen und fordert damit den Neid aller anderen heraus. Nun ist man selbstverständlich nicht verpflichtet, sich in seiner Lebensführung um die Gefühle jedes Neidharts zu kümmern und seinetwegen zu unterlassen, wozu man sonst berechtigt wäre. Aber es ist doch ein richtiger Gedanke bei unseren Vorfahren in den Städten des Mittelalters gewesen, wenn die reichen Patrizier ihre Häuser gegen die Straße hin unscheinbar gleich denen ihrer ärmeren Mitbürger gestaltet und selbst den architektonischen Schmuck im wesentlichen in den inneren Hofraum verlegt haben. Und nicht nur, daß es zum Neide reizt, sondern daß es zur Nachahmung auch solche verführt, deren Mittel dafür nicht ausreichen, daß nun eine wahre Hetzjagd des sich überbieten Wollens entsteht, und so die Standessitte über das bisherige richtige Durchschnittsmaß erhöht und damit die solide Lebenshaltung des ganzen Standes gefährdet und dessen Integrität in Frage gestellt wird, ist das Gefährliche daran. Endlich ist es aber auch vielfach ein Zuviel dem guten Geschmack gegenüber, ein Überladenes und Übertriebenes, ein Raffiniertes und Verkünsteltes, ein Großsprecherisches und Prahlerisches, ein Brutales und Protzenhaftes. Dieses Zuviel, das im Luxuriösen offen zu Tage tritt oder wenigstens leise mit anklingt, weist jederzeit hin auf einen Mangel an Geschmack und Schönheitssinn, an Takt und feiner Bildung, und läßt daher im innersten Kern auf einen unüberwundenen Rest von Herzensroheit und ästhetischem Stumpfsinn und damit doch auch auf gewisse sittliche Lücken und Schäden schließen. Wie sehr nach allen diesen Seiten hin z. B. in dem geselligen Leben und Verkehr der sogenannten gebildeten Kreise gesündigt und wie hier ein Luxus getrieben wird, der in jeder der genannten Beziehungen ein Zuviel in sich schließt und darum weder ästhetisch noch moralisch zu loben

ist, sei wenigstens mit Einem Worte angedeutet und beklagt. Wenn die davon Ausgeschlossenen vollends wüßten, wie viel öde Langeweile man bei diesem sogenannten Genuß auszustehen hat, würden sie uns wenigstens nicht darum beneiden.

Wo aber — ich rede jetzt nicht mehr vom Wort, sondern von der Sache, — wo alle diese schlimmen Nebenbedeutungen wegfallen, wo keine Schädigung und Gefährdung der eigenen Stellung zu befürchten ist, niemand dadurch zum Anstoß herausgefordert oder zu korumpierender Nachahmung gezwungen wird, sondern im Gegenteil der darin sich offenbarende Schönheitssinn auch anderen eine Befriedigung und Bereicherung ihres ästhetischen Empfindens gewährt und so das Dargestellte nach vielen Seiten hin erfreulich wirkt, da ist auch die Entfaltung von Glanz und von Schimmer in liberalster Weise willkommen zu heißen. Kollisionen und Zweifelsfälle werden freilich nicht ausbleiben, es giebt keine natürliche Rangordnung der Pflichten, im einzelnen Fall muß von jedem immer wieder neu entschieden werden, was ihm erlaubt ist, was für ihn sich ziemt und seine Umgebung fördert. Aber daß zu meinen Rechten nicht nur, sondern auch zu meinen Pflichten die Pflege der Schönheit und des Schönen, der Freude und des Erfreulichen gehört, davon bin ich allerdings überzeugt. Und darum halte ich die Forderung Derer für unanfechtbar, welche unserem Volke nicht bloß ein auskömmliches, sondern auch ein erfreulicheres Dasein verschaffen und es teilnehmen lassen möchten an gewissen höheren und idealeren Gütern unserer Kultur und unserer Bildung. Und dazu braucht es — es ist das immer wieder mein ceterum censeo — mehr Zeit und mehr Lohn. Aber auch der Staat könnte und sollte hierfür mehr leisten als er thut; auch in der Kunstpflege z. B. denkt er vielleicht allzusehr nur an die oberen Zehntausend und scheint zu vergessen, wie wichtig und nötig es wäre, auch dem Volk in seiner Masse Schönes zu bieten und ihm leicht zugängliche Gelegenheit zu höherer und idealerer Freude zu schaffen. Und ebenso erinnern

sich die Schulen nur ganz allmählich und immer noch in ganz ungenügender Weise an ihre Pflicht, die Kinder zum edeln sich Freuen und zum reinen Genießen auszurüsten und zu erziehen.

Aber gehört denn das überhaupt zum Leben? macht denn das das Glück des Menschen aus? So sind wir zuletzt doch vor die prinzipielle Frage gestellt: was ist Glück?[6])

Vielfach macht man den Sozialisten eine falsche, weil zu niedrige Auffassung vom menschlichen Leben, seinen Aufgaben und Zielen, seinen Gütern und seiner letzten und höchsten Befriedigung zum Vorwurf. Und gewiß oft genug nicht mit Unrecht. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß sie häufig nur an das Gut haben, nicht an das Gut sein, denken und habe gezeigt, wie im sozialistischen Pessimismus auch die schlechten Leidenschaften und Neigungen des Menschen, Neid und Haß, Trägheit, Genußsucht und übermütige Begehrlichkeit ein Unterkommen finden. Aber auf der andern Seite will es mir, wie schon angedeutet, doch zuweilen vorkommen, als ob die, die so predigen und verdammen, zwar eine äußerlich gebildetere, aber darum sittlich doch keine höherstehende Ansicht vom Menschenleben hätten; und so bin ich bisweilen geneigt, mich mehr auf die Seite der Angegriffenen zu stellen und sie gegen leichtfertig erhobene Anklagen in Schutz zu nehmen.

Es war oben davon die Rede, daß ein tiefer Grad der Armut, ein Übermaß von Not auch darum ein schweres Unglück für den Menschen sei, weil es ihm das Sittlich sein und das Sittlich werden schwer mache. Und die Frage eines alten Philosophen, ob derjenige glücklich zu preisen sei, den das Geschick eines Priamus, oder wie wir sagen würden, das Geschick eines Hiob getroffen habe, besteht auch heute noch zu Recht. Allein ebenso bleibe ich trotz der dagegen erhobenen Bedenken bei dem schon früher von mir ausgesprochenen Satze: es ist nicht notwendig, daß ich glücklich bin; aber es ist durchaus notwendig, daß ich sittlich bin[7]).

Zum Glück gehört Äußeres und Inneres. Stoiker oder solche, die am Studiertisch sich im stoischen Tugendmantel gefallen, leugnen die eine, die erste Hälfte. Die Sozialisten sind umgekehrt häufig in Versuchung und vielfach auch roh genug, sich mit dieser ersten und äußerlichen Seite zu begnügen. Oder vielmehr auch hier wieder kommt ihre falsche Meinung zu Tage, als ob das Innere sich von selbst verstehe und notwendig nachkommen werde, wenn nur erst das Äußere in Ordnung gebracht werde. Wenigstens versprechen sie uns den Himmel auf Erden, sobald die äußeren Verhältnisse in Gesellschaft und Staat nach ihrem Sinn umgestaltet seien.

In Wahrheit liegt jedoch die Sache bei weitem nicht so einfach. Sittlichkeit und Glück sind nicht identisch, sind nicht immer und notwendig beisammen, zumal wenn man zum Glück, wie man das dem Sprachgebrauch nach darf, auch die Gaben des Zufalls mitrechnet. Wohl aber ist die Sittlichkeit zum Glück notwendig, weil sie eine wertvolle Waffe im Kampf ums Dasein ist und als Tüchtigkeit im Beruf, als Liebenswürdigkeit im Umgang und Verkehr auch respektiert wird, als Sparsamkeit oder Ehrlichkeit voran bringt in der Welt und so als gesellschaftliches Produkt auch innerhalb der Gesellschaft ihren Lohn findet; wenigstens ist das die Regel. Fürs zweite aber verleiht sie das Gefühl innerer Gesundheit und Harmonie und läßt die Fäden, die den Einzelnen mit anderen Menschen zusammenbinden, fest geknüpft und verknotet sein; oder ohne Bild gesprochen: die Beziehungen zu unseren Nebenmenschen werden nur bei guten Menschen wirklich in Ordnung sein. Aber die Sittlichkeit genügt nicht und macht das Glück für sich allein nicht aus. Auch beim besten Gewissen kann man sich unglücklich fühlen und können jene Fäden abreißen, welche uns mit unserer Umgebung verknüpfen und deshalb so wichtig sind. Jeder weiß aus Erfahrung, — denn in Fragen des Gewissens und des Glücksgefühls muß man an das eigene Erleben jedes Einzelnen appellieren —,

wie wehe auch eine unverdiente Kränkung thut; und die Konflikte zwischen Pflicht und Ehre werden ja gerade dadurch so peinlich und schwer, daß man um des Guten willen Fäden durchschneiden und sich isolieren lassen soll und dadurch ein Stück eingebildeten oder wirklichen Glückes preiszugeben gezwungen wird. Also wirklich, nicht jeder sittliche Mensch ist glücklich, und auch der beste ist es nicht immer.

Allein muß denn der Mensch glücklich sein? Ich sehe die Notwendigkeit auch heute noch nicht ein, denn ich weiß, daß soviele Menschen thatsächlich nicht glücklich sind. Wohl aber muß er — so will es der Trieb unserer Natur, der jederzeit auf Befreiung von Unlust gerichtet ist, — nach Glück streben. Das wird häufig verwechselt: der Mensch will glücklich werden, er kann gar nicht anders als dies *wollen*, und er darf es wollen; aber er *muß* es nicht *werden*, und er darf es nicht *um jeden Preis* werden wollen, oder vielmehr: er kann es überhaupt nicht werden, wenn er die erste Bedingung dazu, die Sittlichkeit, nicht leistet und nicht erfüllt. Und darum ist es zwar nicht richtig, wenn Schiller sagt:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl;

aber daß ohne Seelenfrieden auch das „Sinnenglück“ kein wirkliches Glück giebt, das muß man sich doch klar machen. Und so wird bleiben und zurecht bestehen —: das Sittliche und das Gute als Erstes, das Glück das Zweite. Meist wird beides Hand in Hand gehen; wo sie aber auseinandertreten, da hat das Gute immer die Vorhand; denn ohne Sittlichkeit und Gutsein kein Seelenfriede und kein gutes Gewissen; und diese machen zwar das Glück nicht *aus*, aber sie allein machen das Glück *möglich*.

Und hier beantwortet sich endlich auch noch ganz von selbst die Frage: was wir unter dem sittlich-sozialen Geiste verstehen? Wenn Eudämonismus soviel wäre als ein nur auf die Lust des Augenblicks und ausschließlich nur auf mein

persönliches Glück bezogenes und gerichtetes Streben, so wäre das als der Inhalt meines ganzen Wollens und Lebens verwerflich; denn es würde mich notwendig in einen Gegensatz bringen zu all dem Menschendasein um mich her und mich von ihm isolieren und loslösen. Und doch verknüpft mich mit diesem ganzen Menschentum aufs engste ein wirkliches Mitleben, Mitfühlen, Mitempfinden. Wie sollte ich daher glücklich sein können, wenn rings um mich alles leidet? wie sollte mir nützen können, was allen anderen schadet? Mit so tausend Fäden bin ich an die Gesellschaft gebunden, daß, was ihr schadet, auch mir nicht vorteilhaft sein kann, daß, wenn sie leidet, auch mich ein Teil ihres Leidens mittrifft. Und so ist das Gesetz, das uns alle bindet, doch kein anderes als das der allgemeinen Wohlfahrt. Allgemeine Wohlfahrt, möglichstes Glück möglichst vieler, höchstes Gut, — das sind drei Ausdrücke für Ein und Dasselbe. Aber in der Dreiheit der Namen liegt gar mancherlei, was uns wichtig ist. Dieses höchste Gut ist nicht zu suchen im einzelnen Individuum, sondern draußen in jenen großen Gestaltungen der Kultur, an denen der Einzelne, wie er nach dem Maß seiner Kraft und Hingabe an sie mitarbeiten soll, so auch seinen Anteil beanspruchen darf; und es ist niemals zu denken als fertiges Besitztum, sondern jeder Einzelne hat immer aufs neue seine Kraft dafür einzusetzen und von ihm hängt das Maß seiner Verwirklichung mit ab: das ist der Tropfen demokratischen Oeles, womit jede sittliche Krone gesalbt ist; denn wir wollen eine Volksmoral und keine Herrenmoral; und endlich — das höchste Gut ist als Ideal ein nie Erreichtes und nie zu Erreichendes. Darin liegt etwas wie ein Widerspruch, liegt der ewig mögliche Widerstreit zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen, zwischen der Sittlichkeit und dem Glück: kein Gott und kein Jenseits vermag denselben zu schlichten und aus der Welt zu schaffen. Nach dem Glück langen und greifen, ist das Recht des Individuums; auf das Glück

verzichten können zu Gunsten anderer, das heißt sittlich, heißt sozial sein.

Das Peinliche aber, welches in jedem Widerspruch liegt und in diesem praktisch fühlbaren natürlich doppelt, mindert sich, wenn wir bedenken, daß die Forderung Opfer bringen zu können, nicht von uns verlangt, daß wir nun auch in jedem Falle nur Opfer bringen sollen. Fraglos und freudig sich in den Dienst des Ganzen stellen, indem man sein individuelles Leben im Rahmen dieses Ganzen lebt und in seinem Berufe tüchtig und treu ist, damit wird auch am besten von jedem für sich selbst gesorgt. Vom Dienste des Ganzen sich loslösen und ohne Rücksicht darauf nur sich selbst durchsetzen wollen, das heißt egoistisch und heißt böse sein; das Böse aber trennt und isoliert, und darum ist der Böse auch inmitten äußeren Glückes glücklos, wie das Leben des innerlich Einsamen öde und leer ist. Das ist die, nicht von außen und von oben kommende, sondern im Wesen des Menschen und der menschlichen Gesellschaft selbst liegende sittliche Weltordnung. Und auf ihr beruht jener optimistische Glaube an den Sieg des Guten und an die Ueberwindung des Bösen — nicht als ein jemals zu Ende kommendes und Fertiges freilich; sondern solange es Menschen giebt und solange es eine Weltgeschichte giebt, wird das Gute immer neu siegen und das Böse immer neu überwunden werden müssen.

Sollte man aber alle diese Ausführungen allzuwenig begründet finden, so dürfte ich vielleicht auf eine von mir früher (in meiner Schrift „Sittliches Sein und sittliches Werden") versuchte Begründung verweisen. Und sollte man meinen, gegenüber den vielen Konflikten, Schwierigkeiten und Antinomien des Sittlichen sei alles das doch allzu sehr vereinfacht, so dächte ich, daß es hier in der That genüge zu wissen, daß zwar der Sittliche nicht immer und durchaus glücklich ist, daß aber der Glückliche immer erst sittlich sein muß, sonst kann er nicht glücklich werden; und zu glauben, daß es die Menschen im

Einzelnen wie im Ganzen um so besser haben, je besser sie sind; denn gut handeln, heißt beitragen zur Wohlfahrt und zum Glück aller.

Den rohen Gesellen aber, die über diesen Zusammenhang von Gut sein und von Glücklich sein wie über ein Ammenmärchen lachen möchten, würde ich sagen können: eben euer Lachen beweist, daß ihr weder gut noch glücklich seid!

Anmerkungen zum sechsten Kapitel.

[1]) (S. 138.) Darüber verweise ich auf meine Geschichte der christlichen Ethik (1886) S. 65 ff. 205 ff. 367 ff. 437 f. Dazu vgl. man die Werke von Uhlhorn, die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche und im Mittelalter; Ratzinger, die Geschichte der kirchlichen Armenpflege, 2. Aufl. 1884, und W. Haller, das Eigentum im Glauben und Leben der nachapostolischen Kirche (theologische Studien und Kritiken 1891, Heft 3.); cfr. auch oben Anm. 10 zu Kapitel 4. Der Ausdruck „fahrläßige Wohlthätigkeit" stammt von Paulsen, System der Ethik, S. 520.

[2]) (S. 143.) Vgl. William Mackintire Salter, moralische Reden V, S. 76 f. Auch G. Schmollers Aufsatz „die Gerechtigkeit in der Volkswirtschaft" (a. a. O. S. 204 ff.) gehört in gewissem Sinne hierher.

[3]) (S. 144.) Bellamy, Ein Rückblick S. 105 ff.

[4]) (S. 149.) Der Luxus nach seiner sittlichen und sozialen Bedeutung. Von C. W. Kambli, Pfarrer in St. Gallen. 1890. Vgl. hierzu auch, was Fr. Alb. Lange, „Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft 3. Aufl. 1875" im dritten Kapitel über „Glück und Glückseligkeit" sagt; auch auf das siebente Kapitel dieses Buchs „Von der Lösung der Arbeiterfrage" mache ich bei dieser Gelegenheit die Leser aufmerksam.

[5]) (S 150.) In meinem Büchlein „Sittliches Sein und sittliches Werden" S. 85 ff.

[6]) (S. 153.) Die Frage nach dem Glück beschäftigt die Menschen unserer Zeit in ganz besonderem Maße; wenigstens sind kürzlich erst zwei Schriften darüber erschienen: Ad. Schäffer, Was ist Glück? oder Entwurf einer rationellen Apologie des Christentums; und Prof. Dr. C. Hilty, Glück. 2. Aufl. 1891. Besonders das erste Kapitel dieses Hilty'schen Buches von der „Kunst des Arbeitens" gehört hieher.

[7]) (S. 153.) Th. Ziegler, a. a. O. S. 111. Ein Herr D. hat im Litterarischen Centralblatt (1890 Nr. 35) diesen Satz „einen Machtspruch" genannt, durch den „der ethische Skeptizismus nicht entwaffnet" werde. Begründet hat er dieses sein Urteil nicht, und so nehme ich keinen Anstand, jenen Gedanken zu wiederholen, auf die Gefahr hin, daß Herr D. auch in diesem Zusammenhang die Bündigkeit des Schlusses nicht zu erkennen vermag. Ich meine, daß sie sich aus der menschlichen Natur und aus dem menschlichen Leben jedem nicht in Schopenhauer'schem Pessimismus blind gewordenen Denken höchst einfach ergebe.

Siebentes Kapitel.

Die Uebervölkerungsfrage.

Wie am Schluß der christlichen Glaubenslehre ein Kapitel mit der Ueberschrift „Eschatologie oder von den letzten Dingen" bemüht ist, uns einen Blick thun zu lassen in eine jenseitige Welt und in ein künftiges Leben, worüber wir doch nichts wissen können, so beschäftigen sich auch viele soziale Erörterungen gegen das Ende hin mit einer Frage, die ebenfalls über die Erfahrung hinausführt in eine uns verschlossene nähere oder fernere Zukunft. Allein da dieselbe einmal aufgeworfen ist und sich auf der Tagesordnung erhält, und da sie in der That zur Beurteilung gewisser sozialer Erscheinungen der Gegenwart gerade auch nach der sittlichen Seite hin eine Handhabe oder doch den Ausgangspunkt darbietet, so möchte auch ich nicht ganz daran vorbeigehen. Es ist die sogenannte Uebervölkerungsfrage.

Zunächst das Problem, bei dem uns sofort eine eigentümliche Antinomie auffällt. Zunahme der Bevölkerung gilt für ein Zeichen der Gesundheit eines Volkes, Abnahme oder auch nur Stillstand für den Anfang des Niedergangs und der Decadence. Wir in Deutschland sind stolz darauf, daß unsere Bevölkerungsziffer stetig steigt; in Frankreich wird es geradezu als ein Nationalunglück betrachtet, daß dies nicht der Fall ist. Kaum aber nimmt jenes Wachsen ein etwas beschleunigtes Tempo an, oder wenn wir uns auch nur klar zu machen versuchen, wie, dasselbe Tempo vorausgesetzt, die Sache sich in 100 oder 200 Jahren gestalten würde, so be=

fällt uns angesichts dieser beständigen Vermehrung jäher Schrecken, und wir reden von dem drohenden Gespenst der Übervölkerung; in China, in Belgien, in Sachsen meinen wir, sei dieselbe in gewissem Sinne schon da. Denn die Vermehrung der Kopfzahl eines Volkes macht auch die entsprechende Vermehrung der Unterhaltungsmittel notwendig; und wie steht es damit?

Hier erinnern wir uns des Malthus'schen Gesetzes, daß es die natürliche Tendenz der Bevölkerung sei, in geometrischem Verhältnis zuzunehmen, während sich die Nahrungsmittel nur in arithmetischem Verhältnis vermehren lassen, d. h. jene wächst von 2:4:8:16 u. s. f., diese nur von 2:3:4:5:6 u. s. f. Nun hat sich freilich die Richtigkeit dieser Proportion nicht nachweisen lassen; auch ist nicht zu konstatieren, daß sich die menschliche Gesellschaft, normale Verhältnisse vorausgesetzt, jedesmal im Lauf von 25 Jahren verdoppeln müßte. Zu allen solchen Zahlenangaben standen zur Zeit von Malthus in keiner Weise genügende statistische Anhaltspunkte zu Gebot, und sie fehlen auch heute noch, namentlich was die Vermehrung der Unterhaltsmittel oder, wie wir heute besser sagen würden, des Volkseinkommens anlangt [1]). Allein trotz vieler schwachen Punkte im Einzelnen, darin behält die Malthus'sche Lehre doch Recht, daß die Menschen sich schneller vermehren als die Unterhaltsmittel. Der Geschlechtstrieb, dieser gewaltigste menschliche Naturtrieb, drängt auf eine geradezu maßlose Zunahme der Bevölkerung hin und kommt dadurch in Konflikt mit anderen Forderungen dieser selben menschlichen Natur: Hunger und Liebe stehen jedenfalls von einer gewissen Grenze an zu einander im Gegensatz.

Wie nun dieses Gesetz oder wenn man lieber will, diese Thatsache mit der sozialen Frage zusammenhängt, liegt auf der Hand. Auf dem Boden unserer heutigen Gesellschaftsordnung, kann man sagen, zeige sich ihre Wirkung in dem Vorhandensein jener oft genannten Reservearmee der Industrie und in der Geltung des ehernen Lohngesetzes wenigstens für

diese unterste Schichte. Weiter habe hier die Grund- und Bodenfrage ihren Ursprung; denn das jetzt herrschende Boden- oder Naturmonopol verhindere eine rationelle und intensive Ausbeutung der Erde und ihrer Kräfte und lasse überdies dem größten Teil der Bevölkerung die Früchte ihrer der Rohproduktion zugewendeten Arbeit nur in einem ganz geringen Bruchteil zukommen. Und endlich, finden die Verteidiger unserer sozialen Ordnung, beruhe gerade auf diesem Korrelat-Verhältnis von Volkszahl und Volkseinkommen der ewig rege Trieb der Menschheit zu fortschreitender Verbesserung ihrer Lebensbedingungen; die Kollision zwischen Liebe und Hunger gehöre also „zu den regelmäßigen Fermenten und notwendigen Störungen, durch welche die Völker gerüttelt, geprüft und umgewandelt, die Menschheit ruhelos immer wieder auf neue Bahnen gedrängt werde.“

Die Sache hat aber noch eine zweite Seite. Jene Malthus'sche Lehre, wie wir sie auch nach Abstreifung und Beiseitelassung aller unhaltbaren Zahlenspekulationen weiterhin nennen dürfen, wird für die sozialistischen Utopien verhängnisvoll. Wenn in unserer heutigen Welt thatsächlich das Elend und die Not, der Hunger und das Verbrechen, Seuchen und Kriege die Menschen dezimieren und der Übervölkerung teils einen bleibenden Damm entgegensetzen, teils in gewaltigen Katastrophen ruck- und stoßweise vorbeugen, wie wird es dann im sozialistischen Zukunftsstaate gehen, wo die Menschen um so viel behaglicher und gesünder, in günstigeren Verhältnissen länger leben und Not und Krieg, die Hauptfeinde des Menschengeschlechts, wegfallen werden? Wird hier nicht nach Niederreißung aller Dämme und nach Beseitigung der Mehrzahl der natürlichen Hemmungen der Bevölkerungszuwachs ein ganz rapider und stetig wirkender werden? Und dann —? Dann wird wohl auf der so übervölkerten Erde — oder vielmehr schon früher — der Hunger die Menschen zum wilden Verzweiflungskampfe treiben, das Idyll des ewigen

Friedens wird in einem Krieg aller gegen alle sein Grab finden, und so — das alte Spiel zwischen Liebe und Hunger das Ende sein, oder vielmehr dieses alte Spiel von neuem anheben.

Man sieht, wie plausibel das alles klingt, und begreift daher, wie unbequem den Sozialisten die Lehre des alten Malthus sein muß. Aber damit, daß man sein Buch ein „schülerhaft oberflächliches, pfäffisch vordeklamiertes Plagiat" nennt, das „keinen einzigen selbstgedachten Satz enthalte", ist natürlich gegen die Sache nichts bewiesen. Und so hat sich Bebel[2]) trotzdem entschließen müssen, der Frage ernsthaft ins Gesicht zu sehen, und hat sie dann auch mit anerkennenswertem Mute, freilich auch mit einem geradezu leichtfertigen Optimismus — Schopenhauer würde ihn einen „ruchlosen" genannt haben — erörtert. Denn es sieht fast so aus, als hätte er seinen Ausführungen ein schon 1875 von Rümelin formuliertes Rezept zu Grunde gelegt und nur das demselben angefügte „Aber" vergessen. Bei Rümelin heißt es nämlich so:[3]) „Wohl kann man sagen: bange machen gilt nicht, oder: wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht, stellt es sich gleich das Ende vor. Man kann ausführen, daß man vor ein paar Jahrhunderten die jetzigen Volszahlen für ebenso unmöglich gehalten hätte. Man kann sich auf unbestimmte Möglichkeiten, auf chemische Entdeckungen, technische Erfindungen, auf die unabsehbaren Wirkungen eines erweiterten Weltverkehrs berufen. Man kann davon träumen, daß der Stickstoff der Luft ein menschliches Nahrungsmittel wird, daß man mit Wasserstoffgas heizen und beleuchten wird, daß die Wälder aus fruchtbaren Bäumen bestehen, mit eßbaren Pilzen bedeckt sein werden, daß der Gartenbau an die Stelle unserer Feldwirtschaft tritt und zwei oder mehr Jahresernten statt einer einzigen gewonnen werden u. s. w."

So utopistisch natürlich die Rechnung mit solchen unbestimmten Möglichkeiten ist, ein Richtiges liegt doch auch ihr zu Grunde, das in jenem „Bangemachen gilt nicht" zum

Ausdruck kommt. Noch hat die Erde Raum für alle, und noch fehlt es nicht an Nahrungsmitteln für ihre Bewohner. Nur lokal kann in der Gegenwart von einer Uebervölkerung die Rede sein; und deshalb bleibt natürlich vorläufig der im Recht, der die eine Möglichkeit mit anderen Möglichkeiten beantwortet und damit doch eigentlich nur die Frage aus der Gegenwart hinweg in eine ferne Zukunft und an kommende Generationen verweist und abschiebt. Und darum kann ich auch Hertzka nicht so Unrecht geben, wenn allerdings auch er etwas stark optimistisch sagt:[4]) „Einstweilen und noch auf Jahrhunderte hinaus ist ohne weiteres anzunehmen, daß die Leichtigkeit der Bedürfnisbefriedigung, die durchschnittliche Höhe des Wohlstands desto rascher wachsen muß, je dichter die Bevölkerung wird. Man müßte es daher schlechthin als eine Verkennung der nächsten Kulturaufgaben des Menschengeschlechtes bezeichnen, wenn man sich jetzt schon mit Maßnahmen zur Abwendung eines Entwickelungsganges beschäftigen wollte, der noch für eine ganze Reihe von Generationen nützlich und daher notwendig ist. Jedes Zeitalter hat seine speziellen Aufgaben, auf deren Erfüllung es sich beschränken muß; wohl ist es weise und notwendig, auch für die spätere Zukunft vorzusorgen, aber nur unter der doppelten Beschränkung, daß dabei erstlich die Anforderungen der Gegenwart und unmittelbaren Zukunft nicht übersehen werden, und daß es zweitens in der That jetzt schon möglich und nützlich ist, Vorbereitungen für jene, in allen ihren Entwickelungsphasen klar erkannte fernere Zukunft zu treffen. Das alles aber trifft bei der Bevölkerungspolitik nicht zu. Wir können dereinstiger Übervölkerung heute nicht vorbeugen, ohne den Anforderungen der unmittelbaren Zukunft zuwider zu handeln, und es ist auch durchaus überflüssig, uns mit dieser Sorge für kommende Geschlechter zu belasten, die besser als die gegenwärtigen verstehen werden, was ihnen not thut, und ganz ohne Frage auch über die Mittel verfügen werden, um ohne unsere Vor-

sorge diese ihre Aufgaben zu lösen. Ja es ist ganz unzweifelhaft, daß unsere Nachkommen in späteren Jahrhunderten es um so leichter haben werden, die den Bedürfnissen ihrer Zeit entsprechende Bevölkerungspolitik zu treiben, je weniger ihnen die Gegenwart jetzt schon ins Handwerk pfuscht; denn die Leichtigkeit der Lösung für sie wird ohne Frage von der Höhe des Kulturzustandes abhängen, dessen sie sich erfreuen, und diese Kultur wird desto höher sein, je sorgfältiger derzeit alles vermieden wird, was der Kulturentwickelung schädlich sein kann. Jede Generation erfüllt ihre Pflichten gegen die Zukunft desto getreulicher und erfolgreicher, je intensiver sie die von den Vorfahren übernommenen Kulturschätze weiter vermehrt."

Allein die Frage hat noch eine zweite, sittliche, auch mit den sittlichen Problemen der Gegenwart zusammenhängende Seite, und daher können wir sie doch nicht so stehen lassen. Der Übervölkerung wäre ja nicht nur durch Vermehrung der Unterhaltsmittel und des Volkseinkommens beizukommen und ihr die gefährlichste Spitze abzubrechen, sondern man könnte daran denken, sie direkt zu hemmen. Malthus hat als Mittel gegen ein Übermaß der Kindererzeugung, soweit dieselben von menschlicher Willkür und menschlichem Handeln abhängen, die moralische Enthaltsamkeit auf der einen, die Laster der Prostitution, der Fruchtabtreibung und drgl. auf der andern Seite genannt. Und auch diese, wie man sieht, recht heiklen Probleme beschäftigen seit Platons Republik die sozialistischen Schriftsteller.

Wird nicht, so stellt sich nun die Frage zunächst, der Zukunftsstaat, in welchem Not und Krieg und Hunger die Menschen zu dezimieren aufhören, doch schließlich genötigt sein, zu solchen Mitteln zu greifen, die Geburten und vorher schon die Kindererzeugung regulieren und beschränken müssen? Bebel allerdings bestreitet diese Notwendigkeit. Erfahrungsgemäß, meint er vermehre sich die Bevölkerung dort am

raschesten, wo sie am ärmsten sei; denn, führt er unter Berufung auf eine Äußerung Virchows als Grund dafür an, der Geschlechtsgenuß sei neben dem Trunk die einzige Lust dieser armen Leute; und fast mit denselben nur derber gefaßten Worten hat schon im Hungerjahr 1847 ein Bauernschultheiß den Vorwurf des verstorbenen Königs Wilhelm von Württemberg, daß das Volk zuviel Kinder bekomme, zurückgewiesen. Wenn nun aber Bebel daraus den Schluß zieht, daß die Vermehrungsfähigkeit der Bevölkerung von der Art der Ernährung sehr wesentlich abhänge, und daher hofft, daß „die Bevölkerungszahl durch die Nährweise in erheblichem Maße reguliert", d. h. natürlich beschränkt werden könne, so befinden wir uns eben wieder einmal mit ihm in Utopia. Denn von einem solchen Zusammenhang, von einem derartigen „Naturgesetz" wissen wir nichts; und daher ist der gerade an dieser Stelle von Bebel ausgespielte Trumpf: „Der Sozialismus sei die mit klarem Bewußtsein und voller Erkenntnis auf alle Gebiete menschlicher Thätigkeit angewandte Wissenschaft" nirgends weniger am Platz als hier, wo uns nichts als vage Hypothesen vorgetragen werden; und daß überdies in dieser Pseudodefinition die vollständigste Unklarheit über das Wesen des Sozialismus zu Tage tritt, macht die Sache noch schlimmer.

Also lassen wir Bebel. Tiefer als er dringt Hertzka. Er macht sich selber den Einwand, ob nicht gerade die soziale Reform, die den Wohlstand nicht vom Besitz, sondern von der Arbeit abhängig machen will, den Zusammenhang zwischen dem Einzelinteresse und dem Gesamtinteresse in Sachen der Volksvermehrung aufhebe. Heute werden einsichtige Familienväter ihren Familiensegen nicht ungebührlich anwachsen lassen, da sonst ihre ungenügend ausgestatteten Kinder leicht dem Proletariat verfallen könnten; wenn aber einmal die Arbeit zu anständigem Auskommen genüge, so werde bei drohender Übervölkerung jede Vermehrung schädlich und doch der Einzelne nicht geneigt sein, sich um eine Bewegung zu kümmern,

zu welcher er doch nur in verschwindendem Maße beitrage; denn es sei gewagt, vom Gemeinsinn zu erwarten, daß er eine Funktion übernehme, die bisher der Eigennutz und auch dieser nur teilweise und unvollkommen genug durchgeführt habe. Allein hiegegen giebt es nach ihm ein einfaches Mittel. In der Gesellschaft der Zukunft ist die Erziehung für alle dieselbe gründliche und umfassende, Last und Kosten dieser Erziehung also erheblich größer, als sie es heute für die arbeitenden Klassen sind. Stellt sich nun Volksvermehrung als notwendig heraus, so schwächt die soziale Gesellschaft die in der Last der Erziehung liegenden Hemmnisse dieser Vermehrung thunlichst ab; wünscht sie dagegen Einschränkungen, so wälzt sie den Hauptteil dieser Last auf die Schultern der Eltern; damit hat sie ein gerechtes und rationelles Mittel in der Hand, die Volksvermehrung je nach Bedürfnis zu regeln, zu fördern oder zu hemmen. Dieser Vorschlag übersieht nur, daß noch ein Drittes möglich ist, daß nämlich in Zeiten der Einschränkung die Eltern die ihnen zugewälzte Erziehungslast sich möglichst leicht machen und ihre nach wie vor erzeugten zahlreichen Kinder thunlichst schlecht erziehen werden; und das kann unmöglich im Interesse der Gesellschaft und des Sozialstaats liegen: er darf sich nicht einmal von weitem her einer solchen Gefahr aussetzen.

Immerhin ist hier eine Entwickelungsmöglichkeit angedeutet, die wir uns vorstellen können und über die sich diskutieren läßt; es ist ein Weg gezeigt, auf welchem der Staat und die Gesellschaft sozusagen von oben her regulierend eingreifen könnte. Denn so absolut verwerfen darf man das nicht. Nicht bloß Utopisten wie Platon haben dem Staat eine solche Befugnis zugeschrieben; in den Gesetzgebungen einzelner Staaten, die la recherche de la paternité verbieten oder die Eheschließung an gewisse äußere Bedingungen knüpfen, wird von derselben praktisch Gebrauch gemacht. Allein auf der anderen Seite werden doch gerade diese gesetzlichen Ehehemmnisse und überhaupt alles Dreinreden des Staates in diese intimste

Bethätigung eines menschlichen Naturtriebes stets als eine ganz besonders peinliche und unfeine Freiheitsbeschränkung empfunden, weshalb man es vorziehen würde, die freilich oft unentbehrliche Beschränkung möchte lediglich eine Selbstbeschränkung sein.

Aber auch hier stoßen wir auf allerlei Bedenken. Man weiß, daß in Frankreich das sogenannte Zweikindersystem herrscht, und man weiß, wie man in Deutschland darüber zu urteilen pflegt. Schon Rümelin[5]) hat auf unseren „unberechtigten Pharisäerstolz“ hingewiesen und gezeigt, daß dafür bei uns 10 % mehr Kinder im ersten Lebensjahr sterben, wovon die Ursachen nirgends anders als „in Handlungen und Unterlassungen der Menschen, in übler Sitte, in leichtsinniger Kindererzeugung, in unverständiger, gleichgiltiger, fahrlässiger oder gewissenloser Behandlung des Kinderlebens“ zu suchen seien. Und er nennt das nicht nur „modernen Molochdienst“, sondern speziell „einen der häßlichsten Flecken unserer deutschen Gesittung“. Wir sind vielfach noch befangen in der unter weit einfacheren Verhältnissen entstandenen alttestamentlichen Anschauung vom bedingungslosen Wert eines möglichst reichen Kindersegens. Gewisse Klugheitserwägungen lassen zuerst an dieser Meinung irre werden, und sie werden ohne Zweifel vor allem von den Besitzenden und im Interesse des Besitzes angestellt; aber sie sind doch insofern schon nicht mehr schlechthin egoistisch zu nennen, wenn sie nicht bloß vom Interesse der eigenen Bequemlichkeit, sondern zugleich auch vom Gedanken an das Schicksal der Kinder, also von der Sorge für die Familie geleitet sind. Und geradezu moralisch ist die Selbstbeschränkung auf diesem Gebiete dann zu nennen, wenn man sich der Pflicht gegen die Ungeborenen erinnert und sich von der Überzeugung leiten läßt, daß man Kinder zu erzeugen nur dann und nur soweit berechtigt ist, wenn und als man gegründete Aussicht hat, sie unter normalen Verhältnissen gesund und am Leben erhalten, ihnen eine tüchtige Erziehung geben und sie dadurch für ihre Zukunft

genügend ausrüsten und auf eigene Füße stellen zu können, also der Gesellschaft nicht die Last ihrer Erziehung und ihres Unterhalts zuweisen zu müssen. Auch da bleibt ja Unberechenbares genug; allein der Mensch ist bei allen seinen Handlungen nur verpflichtet, mit denjenigen Folgen zu rechnen, die sich als wahrscheinliche voraussehen lassen. Nur wenn er das versäumt, handelt er leichtsinnig und leichtfertig; hat er aber in dieser Beziehung das Seinige gethan, so kann er mit ruhigem Gewissen in die Urne des Schicksals greifen, selbst auf die Gefahr hin, daß er dennoch eine Niete oder eine schwarze Kugel zieht.

Solche Erwägungen werden nun aber leichter anzustellen sein da, wo jeder mit seinem persönlichen Besitz und Einkommen zu rechnen hat und zu rechnen genötigt ist; ein gewisser Familien-, heißen wir es nun Familiensinn oder Familienegoismus, wird vernünftiger Überlegung zur Herrschaft verhelfen über blinden Trieb und leidenschaftliches Begehren; der Gedanke an das Ganze freilich wird dabei keine große Rolle spielen. Daß es im Sozialistenstaate gelingen würde, auch ohne die Notwendigkeit solcher egoistischer Erwägungen lediglich die Rücksichtnahme auf das von der Bevölkerungsbewegung abhängige Wohl und Wehe des Ganzen zum Maßgebenden zu machen, ist deshalb zu bezweifeln, weil diese Bewegung dem Einzelnen schwerlich ganz und klar genug zum Bewußtsein kommen würde und er sich stets mit dem Gedanken trösten könnte: auf mich Einzelnen kommt dabei ja doch nicht viel an! Es würde ähnlich sein wie mit dem Kosmopolitismus: der Gedanke an das Ganze würde zu weit und zu vag sein, um als Motiv kräftig wirken zu können — vollends im Kampf gegen den gewaltigsten aller Triebe, gegen den unbezwungenen stets siegreichen Eros. Und so ist denn Hertzka genötigt, in diesem Punkte dem Zukunftsstaat das Recht zu geben, sich — denn darauf läuft ja sein oben mitgeteilter Vorschlag hinaus — nötigenfalls wieder in unseren individua-

listischen Staat zurückzuverwandeln; Bebel muß hier dem Staat Eingriffsrechte einräumen, die an Platons Vorschläge erinnern und uns in seiner Republik immer als das Widerlichste und Empörendste erschienen sind; und Rümelin denkt, von ganz anderen Gesichtspunkten ausgehend, an Wiederaufrichtung gewisser Verehelichungsschranken und -hindernisse; allein daß damit zugleich auch die Zahl der unehelichen Geburten und das Übel der Prostitution sich vermehren und wieder zunehmen würde, dem kann er sich selbst nicht verschließen.

Und so bleibt für mich wenigstens auch hier wiederum nur übrig — das Hilfsmittel moralischer Erziehung. Einstweilen will es mir allerdings scheinen, als hätte man noch geraume Zeit ein Recht zu sagen: bange machen gilt nicht. Noch droht der Erde keine Übervölkerung im ganzen; wo aber lokale Übervölkerung sich zeigt, da tritt in ihr immer nur ein sozialer Mißstand in die Erscheinung, dem anders als durch Ehe- und Geburtenbeschränkung abgeholfen werden muß und — man denke an die Leichtigkeit der Zufuhr von Nahrungsmitteln aus weiter Ferne oder an eine zu diesem Zweck eingeleitete vernünftige Kolonisationspolitik — auch wirklich abgeholfen werden kann. Weil aber doch für die fernere Zukunft die Möglichkeit einer Übervölkerung nicht zu leugnen ist, so muß und darf auch jetzt schon den Menschen der auch für unsere heutigen Verhältnisse praktisch brauchbare Gedanke gepredigt und anempfohlen werden, daß es eine Pflicht gegen die Ungeborenen gebe und daß Kinder zu erzeugen für die in der Gesellschaft lebenden Menschen kein unbeschränktes und unbegrenztes, kein der Leitung der Vernunft entzogenes Naturrecht sei.

Früher hat man die überzähligen Kinder ausgesetzt und getötet, thut es z. B. in China auch wohl noch heute: das ist Mord. Zu anderen Zeiten hat man die Abtreibung der Leibesfrucht empfohlen, und ein besonders flagranter Fall hat jüngst in Frankreich Stimmen wenigstens für die Straflosigkeit dieses Mittels laut werden lassen: allein es liegt hierbei

eine so offenbare Schädigung der Mutter vor, daß darin immer nur ein Pflichtwidriges und Unsittliches gesehen werden kann und daß die Gesellschaft und der Staat sich dagegen durchaus mit Verboten und Strafen schützen muß. Und so bleibt nur die Selbstbeschränkung, die nicht notwendig identisch sein muß mit asketischer Enthaltsamkeit. Doch hier verbietet sich ein Weitergehen von selbst, um so mehr als unsere gesundheitlichen, ästhetischen und moralischen Anschauungen hierüber noch weit auseinander gehen. Das Wichtigste bleibt doch immer die Erkenntnis, daß es auch hier Pflichten giebt!

Dies auszusprechen, ist auch eine Pflicht; freilich keine bequeme und vorläufig keine, die auf Dank und viel Verständnis wird rechnen können.

Schluß.

Ob ich mit allem fertig bin, was von einem Moralisten über die soziale Frage zu sagen wäre, muß ich freilich bezweifeln; die Frage gehört ja zu denen, über die es leichter ist nicht anzufangen als mit dem Reden zu Ende zu kommen. Und noch vielmehr muß ich bezweifeln, wie ich es schon am Schluß des letzten Kapitels aussprach, ob ich mir mit dem Gesagten viel Dank werde erworben haben. Die einen werden meinen, daß ich der Sozialdemokratie zu große Konzessionen gemacht und zu viel zugegeben habe; und noch viel weniger wird mich diese zu ihren Freunden, Gönnern und Fürsprechern rechnen dürfen und rechnen wollen.

Von beiden Seiten aber wird mir vielleicht schon das zum Vorwurf gemacht werden, daß ich von Anfang an nicht genügend unterschieden habe zwischen Sozialismus und Sozialdemokratie. Und doch that ich gerade dies mit Absicht und in der Meinung, hierin nicht mißverstanden werden zu können. Die Sozialdemokraten haben sich dem Wortlaut nach als die Träger des sozialen Geistes bekannt, den ich für den sittlichen Geist selbst halte und den andere in ihrer Sprache als den Geist des praktischen Christentums bezeichnet haben; und deshalb sind sie nicht davon zu trennen. Aber sie haben diesen Geist vielfach nicht verstanden und meist nicht einmal begriffen, daß es sich wirklich um Geist handelt; sie sind deshalb zu Träumen und Zukunftsbildern, zu Forderungen und Programmen gekommen, die ich nicht nur für utopistisch und undurchführbar, sondern in hohem Grade für schädlich und

gefährlich halten muß; und sie sind im Zusammenhang damit in eine Kampfstellung und in eine Stimmung der Feindseligkeit und des Hasses gegen den ganzen Bestand unseres nationalen Lebens hineingeraten, die sich für unsere innere und äußere Entwicklung immer verhängnisvoller anläßt. Dem sozialen Geist gehört die Zukunft, gehört ihm ja doch schon alles Beste und Edelste in unserer gegenwärtigen Welt. Aber daß der sozialdemokratischen Partei die Zukunft gehöre, das hoffe ich nicht und das glaube ich nicht —, vorausgesetzt daß wir andern ihr die Fahne dieses Geistes nicht überlassen, sondern daß wir uns vielmehr alle um dieselbe scharen und uns von ihm erfüllen lassen.

Aber gerate ich damit nicht in etwas hinein, was ich aufs äußerste von mir ferne halten, ja wovon ich selbst schon den bösen Schein meiden möchte, — in das Prophezeien? Ich bin kein Prophet; ich weiß nicht, was die Zukunft bringt. Wird die Frage: was nun? so verstanden, so habe ich für sie keine Antwort; ein fertiges Rezept zur „Lösung" der sozialen Frage — so sagte ich gleich zu Anfang — bringe ich nicht mit.

Freilich sieht jeder, der hellen und offenen Auges in die Gegenwart hineinschaut, manches aufgehen und wachsen, keimen und werden, was auf die Zukunft hinweist und in ihr erst Gestalt gewinnen wird: er sieht das Alte sich zersetzen und ein Neues sich vorbereiten. So wird namentlich ein Umschwung in unserem staatlichen Leben immer deutlicher erkennbar: unsere heutigen Parteien sind von Haus aus politische Parteien, und gewiß wäre es nicht nur verfrüht, sondern überhaupt vom Übel, wenn sie mit einem Schlage verschwinden und wenn unsere Parteibildung in Zukunft lediglich und ausschließlich von sozialen Gesichtspunkten beherrscht werden sollte; einer wachsenden partikularistischen Strömung gegenüber wird z. B. eine nationale Partei immer wieder am Platze sein. Allein das ist doch unverkennbar, daß heutzutage auch die politischen Fragen überwuchert und durchsetzt sind von sozialen Gesichts-

punkten und Interessen, und daß daher die Stellung zur sozialen Frage immer wichtiger werden wird für die Parteistellung überhaupt. Wenn es nun auch nicht wahrscheinlich und zunächst jedenfalls nicht wünschenswert ist, daß sich eine Partei des sozialen Geistes von den Vertretern des altliberalen Individualismus ausscheide und bilde, zumal da dieser letztere in seiner Reinheit und Schroffheit in der Gegenwart kaum noch irgendwo existiert und andererseits mit seinem nach Freiheit und Selbständigkeit ringenden Wesen uns heute politisch wieder nötiger ist als je, so wird doch künftighin jede Partei, ob sie nun die alten Namen beibehält oder ob neue sich zusammenthun und gruppieren wollen, darauf hin anzusehen sein, wie weit sie sich vom sozialen Geiste durchdringen läßt und in seinen Dienst zu treten willens ist. Und nur in dem Maße, als dies der Fall ist, wird es den anderen Parteien gelingen, der Sozialdemokratie Widerpart zu halten und ihr den Sieg zu entreißen, nach dem sie bereits die Hände ausstreckt. Denn allzulang hat man ihr Führung und Fahne überlassen, die übrigen Parteien haben das Vertrauen und den Glauben bei der breiten Masse des Volkes verloren, und diesem will bei dem oft allzulangsamen Vorwärtsschreiten und dem vielfach sich zeigenden Widerwillen und Widerstand gegen soziale Reformen und soziale Gesinnung die Geduld ausgehen. Dazu kommt die im höchsten Grade beklagenswerte und geradezu fluchwürdige Leichtfertigkeit und Gewissenlosigkeit, mit der sozialdemokratische Agitatoren und Führer versprechen, was nie in Erfüllung gehen kann, und so auf die Leichtgläubigkeit und die schlechten Leidenschaften der Menge spekulieren. Auch unser politisches Leben kann nur gesunden, wenn man sich hin und her mit dem sozialen Geist erfüllt, der nicht ein Geist maßloser Begehrlichkeit und anarchischer Unordnung ist, sondern Hilfe leisten will zur Selbsthilfe und organisieren will zu einträchtigem Dienen und sich Unterordnen des Einzelnen unter das Ganze.

Allein weil es sich auch hier wieder mehr um den Inhalt

und Geist, als um die äußeren Formen und um eine in die Erscheinung tretende Neubildung handelt, so kann man das nicht sowohl machen, sondern es muß kommen und es will seine Zeit haben, bis es kommt. Der Einzelne kann jedoch darauf nicht warten und soll nicht darauf warten. Und deshalb tritt eben an uns als Einzelne nun doch die Frage heran: was nun? nicht in dem Sinn einer Frage an das Schicksal und an die Zukunft, sondern in dem Sinn mahnender Selbstprüfung: was kann ich thun auf dem Platz, auf dem ich stehe, in dem Beruf, den ich zu erfüllen habe, damit ich, soviel an mir ist, dem sozialen Geist zum Durchbruch und zum Siege verhelfe?

Ich könnte auf alles das verweisen, was ich im Voranstehenden ausgeführt, namentlich auf den Abschnitt, in dem ich von der Erziehung des Arbeiters und des Arbeitgebers gesprochen habe. Denn eines oder das andere oder auch beides zugleich sind wir doch alle. Allein Einiges läßt sich doch noch hinzufügen und an das Gesagte anknüpfen.

Arbeit —! wir wissen schon, daß die Sozialdemokraten darunter ausschließlich nur Handarbeit verstehen und die geistige Arbeit nicht als solche gelten lassen wollen. Auch dies eine begreifliche und nicht ganz unberechtigte Reaktion gegen eine Erscheinung, die als böser Flecken unserer europäischen Kultur anhaftet, ich meine die Verachtung und Minderwertigkeit der Handarbeit in unserem Volksbewußtsein. Namentlich darüber wird von sozialdemokratischer Seite geklagt, daß je unangenehmer eine Arbeit sei, desto mehr herabgesehen werde auf den, der sie verrichte; höchstens daß unsere Ärzte und Chemiker, auch hierin die Vertreter einer m o d e r n e r e n Weltanschauung, hievon eine rühmliche Ausnahme machen.

Aus dem Gefühl heraus, daß eine solche Unterschätzung nützlicher und notwendiger Dienstleistungen ungerecht und unerträglich sei, fordern daher die Wortführer der Arbeiter, daß alle ohne Ausnahme denselben Teil von H a n d arbeit auf sich nehmen sollen und nur für diese bezahlt werden. Daß dies

unsere Kultur aufs tiefste schädigen und herabdrücken müßte, und daß in diesem Falle nun umgekehrt die geistige Arbeit unterschätzt würde und deshalb vielfach ungethan bliebe, liegt trotz der gegenteiligen Versicherung und trotz der Verheißung einer geradezu ungezählten Menge von Gelehrten und Künstlern in der künftigen Gesellschaft auf der Hand. Damit aber jene Reaktion gegen die geistige Arbeit auch den Schein des Rechtes verliere und jener Klage die Spitze abgebrochen werde, deshalb müssen wir unsererseits anfangen, von der Handarbeit anders zu denken und zu reden, müssen wir sie anders würdigen und behandeln lernen. Und dafür fehlt es uns nicht an Vorbild und Vorgang. In Amerika wird niemand durch Arbeit geschändet und entehrt, auch nicht durch die niedrigste. Daß z. B. bei uns ein pensionierter Offizier soviel achtbare Arbeit seines Standes und seiner Ehre wegen nicht soll übernehmen können, oder daß wir gebildeten Männer uns schämen müßten, beim Reinigen unserer Kleider oder beim Putzen unserer Stiefel betroffen zu werden, das versteht der gesunde Sinn des amerikanischen Volkes mit Recht nicht; denn es ist doch nur ein thörichtes Vorurteil und ein Zerrbild, sozusagen ein Protzen mit einem recht fadenscheinigen Ehrbegriff und Ehrgefühl. Und ein zweites Beispiel einer richtigeren Lebensauffassung geben uns in unserer eigenen Mitte die gebildeten Frauen unseres immer weniger mit Glücksgütern gesegneten Mittelstandes, die sich nicht scheuen und sich nicht für zu gut halten, bei allen häuslichen Arbeiten selbst mit Hand anzulegen, und eine „verschaffte" Hand, wie wir in Schwaben sagen, für kein Unglück und für keine Schande halten.

Hier ist also ein Punkt, wo jeder durch Belehrung, Aussprache und Vorbild beitragen kann zur Umgestaltung einer verkehrten Sitte und Anschauung und zur Ausfüllung einer mutwillig offen gehaltenen und jedenfalls künstlich erweiterten Kluft. Und zwar versteht es sich von selbst, daß wir damit bei der Erziehung der Jugend anfangen müssen. Aber gerade

da wird am schlimmsten gesündigt. Ich kann von meinem Fenster aus täglich beobachten, wie eine thörichte Mutter ihr zwölfjähriges Mädchen für zu vornehm hält, um sie ihre Mappe selbst zur Schule bringen zu lassen, und wie daher eine Dienerin der verwöhnten Puppe die Bücher nachträgt: was Wunder, wenn die Dienerin das „zum sozialdemokratisch werden" findet und das Mädchen in zwanzig Jahren herzlos und brutal wie der Priester und der Levite an Elend und Not vorübergeht und zeitlebens hochmütig auf Leute niederen Standes herabsieht! Und wie schwer unsere hochmütigen lateinischen Jungen, denen schon die häßliche Einrichtung der Vorschulen den Kopf mit Standesvorurteilen anfüllt, dazu zu bringen sind, den Handwerksmann, der ins Haus kommt, artig zu grüßen, kann jeder wissen, der — nicht selber ebenso thöricht ist wie sein dummer Junge.

Ueberhaupt das Grüßen, überhaupt unsere Höflichkeitsformen! Ihering[6]) hat die Mode mit ihrem ewigen Wechsel „die Hetzjagd der Standeseitelkeit" genannt; und so sind auch diese Formen mit ihren Abstufungen und wohlabgemessenen Nüancen durchzogen von einem Kastenhochmut und einem Standesdünkel, der für den wirklich Gebildeten lächerlich, für das zum Bewußtsein solcher Dinge kommende Volk aber geradezu unerträglich ist.

In allen diesen kleinen und großen Nichtigkeiten spricht sich aber noch ein anderes aus, was weit schlimmer ist und doch — als ein fast Untröstliches — unser ganzes Volksleben durchzieht und in den letzten Jahren sichtbare Fortschritte gemacht hat oder jedenfalls in den komplizierten politischen Verhältnissen der jüngsten Vergangenheit in erschreckender Deutlichkeit zum Vorschein gekommen ist. Ich meine den zunehmenden Charaktermangel in unseren höheren Ständen, in unseren leitenden Kreisen. Wir haben nicht mehr den Mut, zu unserer eigenen Meinung zu stehen, wir sehen immer erst nach oben und fragen, ob auch genehm ist und gerne gesehen wird, was wir

sagen und thun; es fehlt uns das Bewußtsein der Selbstständigkeit und die Kraft der Rücksichtslosigkeit, welche auch vor dem Stirnrunzeln eines Vorgesetzten, vor der Ungnade eines Präsidenten oder Ministers, eines Mächtigen und Fürsten nicht feige Halt macht und ängstlich zurückweicht. Unsere vielgerühmte Schneidigkeit schneidet immer nur nach der ungefährlichen Seite hin; und seit wir das Wort soviel im Munde führen, sind wir zwar vielleicht brutaler nach unten, aber auch devoter nach oben geworden, und ein Geist des Strebertums und byzantinischer Knechtschaffenheit frißt am Kern und Mark unseres Volkstums.

Hierin haben die Sozialdemokraten fraglos manches vor uns voraus. In zwölfjährigem Kampf gegen das Ausnahmegesetz haben sie gelernt, Widerstand zu leisten und Mut zu zeigen, und der Druck eines wenn schon nicht ans Leben gehenden Martyriums hat ihnen einen gewissen idealen Zug und Sinn gegeben, der sich allerdings oft hinter rohen Formen verbirgt; aber immer besser so, als gar nicht! Freilich wenn sie anfangen, ihre Führer zu beargwöhnen und zu vergewaltigen, weil diese sich erlauben, ein verpöntes und boykottetes Vergnügungslokal zu besuchen, so werden sie bald auch in ihren Leuten ein ähnlich devotes und feiges sich Bücken vor dem souveränen Pöbel heranziehen, wie es in unseren Reihen vor den Spitzen üblich ist.

Sind sie uns aber hierin einstweilen noch überlegen, so fehlt ihnen dafür ein Stück der sozialen Gesinnung, das ganz unentbehrlich, das sozusagen die erste Voraussetzung derselben ist: es ist dies der Geist der Unterordnung und der Zucht. Unter den eisernen Griffen des Sozialistengesetzes hatte sich in ihren Reihen scheinbar eine Parteidisziplin entwickelt, welche Bewunderung erwecken konnte. Allein kaum ist nun dieser Zügel und eiserne Reif weggefallen, so gerät die Ordnung ins Schwanken, und der Mangel an Respekt und Disziplin, der erst nur dem Staat und seinen Gesetzen trotzte, der Mangel an Achtung vor allem Geistigen und

Heiligen, der erst nur der Religion und ihren Glaubenssätzen Hohn sprach, offenbart sich jetzt als ein Geist der Zuchtlosigkeit und Respektlosigkeit in ihren eigenen Reihen. Alle Ordnung, alle Autorität, alle geistige und sittliche Überlegenheit wird namentlich von ihrer Presse in rohestem Tone untergraben, in den Staub gezerrt und verhöhnt. Und so ist es doch kein Zufall, daß die Anarchisten aus ihren Reihen herausgewachsen sind. Anarchie und Zuchtlosigkeit aber, dieses sich nicht Unterordnen können und mögen, diese fanatische Respektlosigkeit und dieser Atomismus subjektiven Beliebens —, das alles ist dem sozialen Geiste schnurstracks entgegengesetzt; denn dieser ist ein Geist der sittlichen Ordnung und des gegenseitigen Respektierens. Und deshalb kann in dieser Beziehung von der Sozialdemokratie gesagt werden, daß sie noch nicht einmal das ABC dieses Geistes kenne und seinen heiligen Namen vergebens im Munde führe.

Und darum eines nicht ohne das andere! Erst die Mahnung für sie: habet Respekt und Achtung, lernet dieses Gefühl überhaupt wieder kennen, das Gefühl der Unterordnung unter die Autorität des Gesetzes und der Achtung vor großen Männern und vor guten Menschen!

Und dann die Mahnung für uns selber:

Habe Respekt vor der Arbeit und erziehe die Deinigen zu diesem Respekt!

Habe Charakter und sorge, daß deine Kinder charaktervolle Menschen werden!

Und vor allem, habe Idealismus!

Dazu gehört aber noch eines, und das gilt uns allen. Ein Fluch jener Verachtung, die so manche ehrliche Arbeit getroffen hat, ist es, daß die Arbeit selbst immer mehr als ein Unglück, geradezu als das Unglück selbst angesehen wird, wozu wir freilich schon von frühester Kindheit an durch die Erzählung von der Austreibung der Menschen aus dem Paradies angeleitet werden. Weniger Arbeit! gewiß ist das

dem schwergeplagten und beladenen Geschlecht unserer Fabrikarbeiter zu gönnen und für sie zu erstreben. Aber diese Verminderung hat ihre ganz bestimmten Grenzen. Für den Achtstundentag mag man sich allenfalls noch erwärmen; Bebels drei und zwei Stunden aber wären frevelhaft. Damit gehen in unseren oberen Ständen gewisse Bestrebungen für unsere „überbürdeten" Gymnasiasten durchaus parallel[7]): auf vier Stunden soll die tägliche Schularbeit herabgemindert, diese womöglich noch auf den Vormittag eingeschränkt und an ihre Stelle das Spiel gesetzt werden. Nein, diesem Wahn wollen wir hier wie dort entgegentreten, daß die Arbeit an sich schon ein Fluch, daß möglichst wenig Arbeit und möglichst viel Glück dasselbe sei. Zum Glück gehört in allererster Linie die Arbeit mit; daß ein faules Genußleben ein unseliges Leben ist, daran darf kein Zweifel aufkommen. Des Menschen köstlichstes Teil ist die Arbeit; daß sich in ihr seine beste Kraft offenbart und nur durch sie seine Kräfte erhalten und gestählt werden, das ist die Lehre des Idealismus vom Glück, an welche wir glauben, wieder glauben müssen, sonst gehen wir alle miteinander zu Grunde.

Dabei lernen wir aber endlich noch Eines, was zum Idealismus gehört und uns not thut. Beim Arbeiten gilt es Schwierigkeiten zu überwinden, gilt es Opfer zu bringen. Und so gewöhnen wir uns in der Arbeit und durch die Arbeit, sittlich zu sein. Denn sittlich sein heißt: im harten Dienste an der Wohlfahrt des Ganzen arbeiten und dabei, wenn es nötig ist, auch verzichten können auf das eigene Behagen, auf Teile und Stücke des eigenen Glücks. Das aber ist immer wieder nichts anderes als der s o z i a l e G e i s t selbst, der dem Menschen nicht verbietet nach dem eigenen Glück zu langen und zu greifen, der ihn aber fähig macht, willig und freudig auf das Glück verzichten und Opfer bringen zu können zu Gunsten anderer, zum Wohle des Ganzen. Und darum ist das Problem der sozialen Frage kein anderes als das: ob es möglich sei, die

Menschheit mit diesem sozialen Geiste zu durchdringen und zu diesem Geiste zu erziehen, sie mit Einem Wort sittlich zu machen.

Dazu rufen wir auf die Schanzen, dazu fordern wir freie Bahn. Mitarbeiten und mithelfen kann jeder: er fange nur allererst einmal bei sich selber und bei seinem Hause an. Mithelfen soll aber auch jeder; denn gerade weil es im ganzen auf alle ankommt, kommt es speziell auch auf dich an!

Das ist der soziale Geist: ihm gehört die Erde, ihm gehört der Sieg. Nur derjenige kann mitsiegen, der sich unter seine Fahne stellt.

Anmerkungen zum siebenten Kapitel und zum Schluß.

1) (S 162.) Darüber siehe in Gustav Rümelins Reden und Aufsätzen Bd. I: Über die Malthus'schen Lehren; und Bd. II: zur Übervölkerungsfrage 1878 und 1881; cfr. auch, wie Henry George und Flürscheim a. a. O. von dieser Frage ausgehen.

2) (S. 164.) Bebel, die Frau, im Kapitel: Bevölkerung und Übervölkerung. S. 350 ff.

3) (S. 164.) Rümelin a. a. O. Bd. I, S. 328 f.

4) (S. 165.) Th. Hertzka, die Gesetze der sozialen Entwicklung. Hier handelt das erste Kapitel des zweiten Buches von der Übervölkerung; die zitierte Stelle steht S. 188 f.

5) (S. 169.) Rümelin a. a. O. Bd. I, S. 330 ff.

6) (S. 178.) Jhering, der Zweck im Recht, Bd. 2, 2. Aufl. S. 238.

7) (S. 181.) Recht üble neben manchen guten Worten findet man hierüber in den „Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts. Berlin, 4. bis 17. Dezember 1890."